

Philip Booth, Elizabeth Tingle (ed.), A Companion to Death, Burial, and Remembrance in Late Medieval and Early Modern Europe, c. 1300–1700, Leiden, Boston (Brill Academic Publishers) 2021, XVIII–512 p., 26 ill. (Brill's Companions to the Christian Tradition, 94), ISBN 978-90-04-36123-2, EUR 229,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Martin Scheutz, Wien

Es ist großteils ein Blick der englischsprachigen Historikerinnen und Historiker auf das Thema Tod und Erinnerungskultur in einer alteuropäischen Perspektive (1300–1700), den der vorliegende Reader auf hohem Niveau zu vermitteln weiß. Nicht nur die leichter fasslichen Eliten, sondern auch breite Bevölkerungsgruppen geraten in den Blick der insgesamt 16 Autorinnen und Autoren – Totenkult und Tod verstehen sich als verlässliche Linse, um interdisziplinär Religion, soziale Strukturen und kulturelle Praktiken zu untersuchen. Der junge Historiker Philip Booth (Manchester Metropolitan University), ein Spezialist für Jersualempilgerschaft, und die arrivierte Religionshistorikerin Elizabeth Tingle (De Montfort University, Leicester) organisieren das breite Feld, gedreht um die Zäsur des leiblichen Todes, in zwei Großsektionen: (1) Sterben, Tod und Begräbnis, (2) konfessionelle Erinnerungskultur und Trauer. Der Gattung der Handbücher geschuldet, findet man in diesem Band vor einer reichen europäischen Forschungslandschaft (Bibliografie S. 439–499) viel Handbuchwissen und eine breite Darstellung von Forschungsdiskursen. Besonders positiv am vorliegenden Band fällt auf, dass nicht nur protestantische und katholische Konfessionskultur, sondern auch das orthodoxe Europa charakterisiert wird. Dagegen fehlen in diesem Überblick Annäherungen an islamische oder jüdische Totenvorstellungen, die Europa aber wesentlich prägten (etwa die jüdischen Totenbruderschaften oder islamische Begräbnisstätten); auch dissentierende Konfessionen wären sicherlich von Interesse gewesen.

Breit führen die beiden Herausgeber ins Thema ein. Als Zäsuren für den stets ungeladenen Tod und den gesellschaftlichen und konfessionskulturellen Umgang damit lassen sich die Reformation, die katholische Betonung von Limbus und Purgatorium anführen; den hunderttausenden gedruckten Totenpredigten im lutheranisch geprägten Protestantismus standen der katholische Funeralpomp und die calvinistische Nüchternheit gegenüber. Die Reformation forderte vor allem die Eliten, die davor viel in den Totenkult investiert hatten, heraus – insgesamt wurde die Monumentalisierung des Todes in der Frühen Neuzeit aber sowohl im Protestantismus als auch im katholischen Europa vorangetrieben. Auch über Konfessionsgrenzen hinweg wird deutlich, dass der Totenkult soziale Gegensätze überdeutlich



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

abbildet: Im Tod waren Könige und Bettler durch mehr als nur eine gläserne Decke getrennt; »Little Mald Johnson received John Beseby's best spoons, just as Katherine of Valois received some of Henry V's best silver« (S. 154). Nicht nur konfessionelle Praktiken, sondern auch die grundsätzliche Haltung zu Himmel, Hölle und Purgatorium trennte die Menschen in Alteuropa. Der protestantischen Ablehnung des Fegefeuers und der Betonung der Prädestination stand auf der anderen Seite die Investitionsbereitschaft der Katholiken in Messstiftungen und Armenlegaten gegenüber, freilich nivellierten Aufklärung und Säkularisation diese theologischen Gegensätze. Die Ars Moriendi-Literatur bot durch Jahrhunderte die Basis für die Todesvorbereitung, einheitliche Standards von Moral, Frömmigkeit und sozialer Inklusion wurden darin grundgelegt. Totenbetrituale verabschiedeten den Sterbenden, Totenmäher verstanden sich dagegen als Modus der Reintegration der Trauernden in die Gemeinschaft bzw. der endgültigen Verabschiedung des Leichnams. So verschieden die Rahmenbedingungen von königlichen und gewöhnlichen Sterbenden auch waren, im Grunde suchten Sterbende aller Schichten um jeden Preis Memorialleistungen der Lebenden zu erheischen: »After all, once they were dead, they were no longer kings that could muster, pay, and command the living« (S. 155). Die Begräbnisrituale erwiesen sich trotz aller Reformbemühungen als erstaunlich beharrlich, weil letztlich Reformen soziale Eliten einer jahrhundertlang funktionierenden Repräsentationschance beraubten. In der gegenreformatorischen Welt stiegen die Sterbebegleitung des Priesters und die Bedeutung der Bruderschaften im Totenkult an. In der orthodoxen Welt gab es kein Purgatorium, aber die jährlichen Memorialleistungen zum Todestag bildeten einen Fixpunkt der Memorialkultur.

Sprichwörtlich liegt vieles frühneuzeitlich schon überraschend klar ausformuliert vor uns: »Man lobt im Tode manchen Mann, der Lob im Leben nie gewann.« Der Tod als Resultat des Sündenfalls war von Ritualen und preisender Rhetorik umstanden. Vielfältige Bilder des Todes finden sich sowohl auf den Mauern von Dorfkirchen als auch in den illustrierten Büchern. Vor allem Totenpredigten verstehen sich als hervorragende Quelle für Geschlechterrollen und Konfessionsrepräsentationen, aber auch Zeitströmungen finden sich gut darin verdeutlicht: Individuelle Züge im Personalteil opponierten dort mit serieller Auslegung von Bibelstellen. Gerade im Heiligen Römischen Reich bespiegelten die protestantischen Leichenpredigten weniger die Verstorbenen, als dass sie die Hinterbliebenen zu einem gottgefälligen Leben aufriefen. Die Bedeutung der gedruckten Leichenpredigten für die Herausbildung konfessioneller Identitäten wäre noch deutlicher zu erarbeiten. Tod und Heiligkeit waren durch die zahlreichen Heiligen- und Altarbilder in der römisch-katholischen Welt präsent und schufen christo-mimetische Vorbildlichkeit für die Gläubigen, gleichzeitig wurde dadurch Marter und Folter ins europäische Bildgedächtnis eingespeist. Auch eine steigende Anzahl von rhetorischen Untoten bevölkerte das Europa der Frühen Neuzeit,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wobei die Erzähler von ruhelosen Körpern und Geistern eng an mittelalterliche Erzähltraditionen anschlossen.

Das Handbuch zu Tod, Begräbnis und Erinnerung – leider zu den gewohnt hohen Brill-Preisen von rund 230 Euro erhältlich – vermittelt einen breiten und bibliografisch ausgewogenen Überblick über die Geschichte von Tod, Begräbnis und Memorialkultur. Verlässlich wurde hier der Forschungsstand vorgestellt und in seinen nationalhistoriografischen Verästelungen präsentiert. Vor allem für Studierende und Einsteigerinnen und Einsteiger ins Thema erweist sich das Bibliothekswerk als ein verlässlicher Überblick, das gute Forschungssynthesen vermittelt und zudem verschiedene Quellengattungen breit berücksichtigt.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.1.87420](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.1.87420)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Patrick Brugh, Gunpowder, Masculinity, and Warfare in German Texts, 1400–1700, Rochester, NY (Boydell & Brewer) 2019, XVI–255 p., 12 ill. (Changing Perspectives on Early Modern Europe, 21), ISBN 978-1-58046-968-5, GBP 95,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Émilie Dosquet, Cergy-Pontoise

À partir de la fin du Moyen Âge, l'armement à feu a progressivement transformé l'art militaire, et cette transformation des pratiques a assurément changé la manière de penser, représenter et imaginer la guerre: ce sont ces répercussions culturelles de l'introduction de la poudre que Patrick Brugh entend explorer dans son étude centrée sur le monde germanique du début du XV^e siècle à la fin du XVII^e siècle. Combinant les études littéraires et l'histoire du fait militaire, ce travail apporte une nouvelle pierre à l'édifice de l'histoire culturelle de la guerre qui se développe depuis désormais plusieurs décennies.

La »démocratisation« du métier des armes, à laquelle l'armement à feu a largement contribué, a remis en question l'utilité, la supériorité et le monopole de la bravoure guerrière revendiqué par la noblesse combattante, dont le modèle était le chevalier – incarnation d'un passé idéalisé et viril. Le héros pouvait dès lors être défait par un ennemi qui lui était inférieur physiquement, socialement et moralement, car désormais n'importe quel fantassin ordinaire et anonyme – voire une femme – pouvait lâchement tuer le plus éminent, le plus fort et le plus valeureux des combattants. L'armement à feu aurait ainsi tué le chevalier à la fois sur le champ de bataille et dans l'imaginaire, créant ce que Patrick Brugh appelle »une dissonance esthétique« entre d'une part, la réalité nouvelle de l'art de la guerre, et d'autre part, les anciens idéaux martiaux hérités de l'Antiquité et du Moyen Âge chevaleresque. La tension omniprésente à l'époque moderne dans nombre d'écrits militaires allemands et européens entre le constat de l'efficacité croissante d'un nouvel outil militaire devenu progressivement incontournable, et la dénonciation réitérée de sa corruption des combattants comme de l'art de la guerre, résulterait de cette même dissonance. Patrick Brugh cherche alors à montrer comment, dans la production écrite de langue allemande, les cadres à la fois esthétiques, moraux, et de genre, bouleversés par l'âge de l'armement à feu, se sont recomposés.

Après un premier chapitre introductif, Patrick Brugh consacre son deuxième chapitre aux premières occurrences manuscrites de l'armement à feu dans la production de langue allemande. C'est probablement dans »Der Ring« de Heinrich Wittenwiler, composé en 1409–1410, que la poudre est mentionnée pour la première fois dans la littérature allemande. Dix ans plus tard, les milices hussites, menées par Jan Žižka, qui a su tirer au mieux parti



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

d'une utilisation encore limitée de la poudre, montrent alors leur efficacité face au choc de la cavalerie impériale. En proposant une première codification de leur profession, le »Feuerwerkbuch von 1420« contribue simultanément à définir un nouveau groupe de praticiens militaires, les *Büchsenmeister* ou »maîtres d'artillerie«. Les *Kriegsbücher* ou »livres de guerre« – des compilations d'écrits militaires divers formant des sortes de manuels encyclopédiques d'abord à visée pratique – sont au cœur des deux chapitres suivants. Publié pour la première fois en 1573, le plus fameux *Kriegsbuch* a été composé par Leonhard Fronsperger, qui se distingue des autres compileurs par sa condamnation sans appel de l'armement à feu, qu'il présente comme un fléau de Dieu véhiculant la lâcheté et remettant en question le lien entre virilité et bravoure. Comme l'usage de cet armement est néanmoins inévitable, il recommande aux combattants de se nourrir des vertus militaires des Anciens pour échapper à sa corruption.

Au travers des feuilles volantes illustrées (*Flugblätter*) relatives aux campagnes de Gustav Adolf de Suède en 1630–1632, les chapitres 5 et 6 abordent la période complexe de la guerre de Trente Ans. Ces supports de l'information politique combinant image et texte ne dénoncent pas l'armement à feu, mais l'utilisent comme un motif narratif pour raconter et montrer la guerre. Outre son utilisation comme motif métaphorique, l'armement à feu permet alors d'organiser l'image en guidant, grâce à la fumée, le regard du spectateur qui parcourt ainsi les temps forts de la bataille et visualise le camp de la victoire. Fondamentale pour le développement de l'information imprimée, la guerre de Trente Ans n'est pas non plus étrangère au foisonnement littéraire qu'a connu le monde germanique au XVII^e siècle. Dans le genre romanesque qui se développe alors, c'est le simple soldat qui se substitue au héros chevaleresque comme point focal de la narration. Au travers des œuvres majeures et fondatrices de Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen et de Johann Michael Moscherosch, le chapitre 7 entend montrer comment le développement de nouvelles stratégies narratives a permis aux auteurs allemands de gérer la dissonance esthétique de l'armement à feu, et ainsi de compenser esthétiquement la discordance entre ce que la guerre devrait être et ce qu'elle est. Conclusif, le huitième chapitre montre, par le biais de »Der insulanische Mandorell« (1682) de Eberhard Happel, comment, dans une narration romanesque transposée dans l'espace ultra-marin, le cavalier (*Reiter*) se substitue au chevalier (*Ritter*).

Patrick Brugh s'appuie sur une riche documentation qui prend en compte la très grande diversité de la production imprimée allemande, qu'il s'applique toujours à rigoureusement contextualiser, sans en négliger notamment les diverses conventions. Alors que le premier chapitre s'ouvre sur une analyse comparée de deux armures, on peut cependant regretter qu'il ne se soit pas emparé – au moins en partie – des très riches sources matérielles allemandes relatives à l'armement à feu. Par ailleurs, il a fait le choix de structurer son analyse en études de cas nettement circonscrites, toutes bien menées,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

mais qui peuvent parfois frustrer le lecteur, en ce qu'elles ne lui permettent pas toujours de véritablement étayer certains éléments clés de son argumentation. C'est notamment le cas de la question de la virilité qui est finalement – et paradoxalement – peu développée: la mobilisation des travaux menés sur les femmes combattantes aurait notamment permis d'explorer plus précisément la recomposition des stéréotypes de genre et en particulier d'approfondir l'analyse de la figure de Courasche dans l'œuvre de Grimmelshausen. En outre, la notion d'honneur et la manière dont celle-ci se recompose à l'époque moderne ne font l'objet d'aucune analyse fouillée, et là encore, le recours à la riche bibliographie existante aurait été particulièrement bénéfique. Très nourries du point de vue littéraire, les analyses proposées auraient gagné à l'être autant du côté militaire, notamment en faisant plus nettement la distinction entre artillerie lourde et armes portatives, entre batailles et sièges – ces derniers étant quasiment absents de l'analyse –, entre temps du combat et quotidien de la guerre, entre cavaleries lourde et légère. Enfin, alors que nous manquons encore de travaux s'emparant véritablement de la culture de la guerre comme fruit de dynamiques européennes, il aurait été particulièrement propice dans le cas de l'armement à feu de replacer systématiquement les sources allemandes dans une perspective européenne. Toutefois, au-delà de ces quelques remarques, Patrick Brugh propose une étude bien documentée et stimulante qui ouvre de nombreuses pistes de réflexion pour une histoire culturelle de l'armement à feu qui est encore relativement peu développée.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dunja Bulinsky, Nahbeziehungen eines europäischen Gelehrten. Johann Jakob Scheuchzer (1672-1733) und sein soziales Umfeld, Zürich (Chronos) 2020, 191 S., 19 Abb., ISBN 978-3-0340-1561-5, EUR 48,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michael Kempe, Hannover

Wiederholt äußert sich der Universalgelehrte und berühmte Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz gegenüber dem Basler Mathematiker Johann Bernoulli erfreut über die Arbeiten der beiden Scheuchzer-Brüder zur Erforschung der Alpen und der Naturgeschichte der Schweiz. Gemeint sind Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) und Johannes Scheuchzer (1684–1738), beide bedeutende Pioniere der modernen naturwissenschaftlichen Alpenforschung. Während ersterer jedoch als solcher schon zu Lebzeiten sehr bekannt gewesen ist, steht sein zwölf Jahre jüngerer Bruder bis heute in seinem Schatten. Dabei sind dessen Leistungen nicht nur ebenso bedeutsam wie die des älteren Bruders. Vielmehr haben beide eng zusammengearbeitet, ihre Forschungen zur Geologie, Botanik und Tierwelt des Hochgebirges im Zentrum Europas gemeinsam durchgeführt und ihre diesbezüglichen Erkenntnisse wechselseitig ausgetauscht.

Das näher herausgearbeitet zu haben, gehört zu den Einsichten der anregenden Studie von Dunja Bulinsky über das soziale Umfeld Johann Jakob Scheuchzers. Bewusst untersucht sie das Leistungsspektrum und Arbeitspensum des Schweizer Universalgelehrten nicht als Einmann-Leistung eines »großen Gelehrten«, sondern rekonstruiert das unmittelbare Arbeitsumfeld des Zürcher Barockwissenschaftlers und arbeitet überzeugend heraus, dass seine Forschungen als kollaboratives Unternehmen anzusehen sind, als Gemeinschaftsleistung vieler, die sich unter dem Namen Johann Jakob Scheuchzers als Label oder Etikett eines wissenschaftlichen Großunterfangens fassen lassen. Dazu gehörte sowohl seine Ehefrau Susanna (geb. Vogel), seine Kinder, allen voran der ebenfalls bedeutende Johann Kaspar Scheuchzer, der in London im Auftrag Hans Sloanes Engelbert Kaempfers epochalen Japanreisebericht ins Englische übersetzte, als auch zahlreiche Schüler Scheuchzers, aber auch ortsansässige Geistliche, Bauern und Jäger, ohne deren Mithilfe Scheuchzer niemals so ein Reichtum an wissenschaftlichen Ergebnissen hätte erbringen können. Damit reiht sich die Studie ein in neuere Forschungsansätze zu wissenschaftshistorischen Kontextuntersuchungen unter dem Schlagwort »science in the making«, die ihren Fokus auf den Austausch von gelehrten und populären Wissenskulturen legen.

Dabei zeigt sich, dass Scheuchzers Arbeitsweisen und -praktiken par excellence einer naturhistorischen »grassroots-



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gelehrsamkeit«¹ (Bettina Dietz) entsprachen. Während Scheuchzer auf Reisen war, führte seine Frau in Zürich die Wetterbeobachtungen mit seinem Barometerglas durch, auf den Alpenexkursionen sammelte er Informationen über Naturphänomene aller Art von ortsansässigen Pfarrern, Milchbauern oder Gämsjägern, und »grassroot«-Erkenntnisse im buchstäblichen Sinne erhielt er auch von seinem jüngeren Bruder, der sich auf die Erforschung alpiner Gräser spezialisierte. Aus Bulinskys Dissertation erfahren wir nicht nur manches über das »Homeoffice« eines Frühaufklärers – Scheuchzer hatte in seinem Wohnhaus »zur Lerche« in Zürich tagtäglich viele Schüler um sich, aber wohl kein eigenes Arbeitszimmer –, sondern auch, dass er in seinem jüngeren Bruder einen nützlichen Assistenten sah, aber keinen ebenbürtigen Partner. Mithilfe war willkommen, aber in Sachen Ruhm und Ehre auf der internationalen wissenschaftlichen Bühne wollte der ältere Bruder doch lieber als ein klein wenig bedeutender wahrgenommen werden als sein brüderlicher Mitstreiter. Bulinskys Buch trägt damit zur vertieften Erschließung des bis heute – trotz einiger Studien der letzten Jahre und Jahrzehnte – zu weiten Teilen noch immer nur wenig erforschten immensen handschriftlichen Nachlasses von Johann Jakob Scheuchzer bei. Zu wünschen ist, dass dem Buch weitere solche vertiefenden Studien folgen werden, die einer Gesamtwürdigung Scheuchzers, oder einer umfassenden Biografie, den Weg bereiten. Immerhin liegen mittlerweile große Teile seines enorm umfangreichen Nachlasses in der Zentralbibliothek Zürich über e-manscripta.ch digitalisiert vor, flankiert von wertvollen neueren Editionen aus dem Briefwechsel, wie die von Simona Boscani Leoni, online unter hallernet.org.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Bettina Dietz, Aufklärung als Praxis. Naturgeschichte im 18. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Historische Forschung, Bd. 36, Heft 2 (2009), S. 235–257.

Hans Dickel, Elisabeth Engl, Ursula Rautenberg (Hg.), Frühneuzeitliche Naturforschung in Briefen, Büchern und Bildern. Christoph Jacob Trew als Sammler und Gelehrter, Stuttgart (Hiersemann) 2021, 363 S., 100vAbb. (Bibliothek des Buchwesens, 29), ISBN 978-3-7772-2104-5, EUR 164,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Emma Spary, Cambridge

This beautifully illustrated work brings together contributions by the participants at a 2019 conference on the Nürnberg naturalist and physician Christoph Jacob Trew (1695–1769), whose collection, today amounting to some 34 000 works, 19 000 letters, and 2 500 images, is now held at the university library at the Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Besides a small number of biographical and bibliographical studies, mostly decades old, Trew remains little known today, despite his renown in the early modern European Republic of Letters, both for his anatomical and botanical publications and for his prolonged editorship of the journal »Commercium litterarium« and, later, the »Acta physico-medica« of the famous scientific society, known familiarly as the Leopoldina, which subsequently became the German National Academy of Sciences. The first glimmer of renewed scholarly interest in Trew and his huge network of correspondents came in 2008 with an essay by Thomas Schnalke; it is to the editors' credit that they have managed to include contributions by so many outstanding German historians of science working on the history of early modern natural history, only one of which does not really engage to any notable extent with Trew himself. This in itself attests to Trew's place at the hub of natural historical labour in the German lands and beyond: he is, as this volume clearly shows, an exemplary case of the wide range of activities in which an eighteenth-century naturalist needed to engage, in order to participate in the community of European naturalists. At the same time, Hubert Steinke's painstaking analysis of Trew's corresponding practices reveals that he was closer to a local naturalist like Esprit Calvet in Avignon in the patterning of his networks, than to better-known naturalists with a truly international reach. It is precisely in this area that we still lack a thoroughgoing understanding of everyday practice for the thousands of people around Europe who possessed a cabinet and engaged in collecting, gift exchange, and the various forms of communication through sociability, letters or reading that early modern natural history necessitated. Only more studies like these and the proper documentation, cataloguing and digitisation of extant resources around Europe will allow a more representative picture of early modern natural historical practice to be constructed.

Reading the book is almost as enjoyable as attending the conference and exhibition must have been. The publishers



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

have wisely agreed to include coloured plates, not just of the extraordinary images Trew helped to produce and publish, but also of his own library. The successive chapters build up a richly coloured picture of Trew's life, collections, correspondence and institutions. Each comes equipped with a generous bibliography of primary and secondary sources, in the former case supplied with classmarks for the items as found in the Trew archive at Erlangen. Reading these, one is struck by how much the picture of German natural historical practice around 1700 has developed since the mid-1990s, thanks in part to painstaking research by scholars who are often represented in this volume. Historians for generations to come will certainly appreciate the treasure trove of information this book represents, and its function as a repository of relevant sources.

But more than this, the book seems in many respects a facsimile of Trew himself. It is always pleasing when a book about a collection succeeds, figuratively speaking, in echoing its character. Like the Trew collection, this book is painstakingly precise, polyvalent, rich, and full of information; it is at once beautiful and useful, two themes that, as several authors note, Trew explicitly sought to couple in the many images he commissioned from local and more distant artists. On the face of it, Trew was nothing other than a Nürnberg town physician, who made a living by practising medicine and teaching it at his university. However, few working in the field of history of science nowadays would even know that he was a doctor. Rather, he is universally known as a botanical and anatomical author and editor. In the visitors' books Trew kept in his collections, we learn from Anja Wolkenhauer's essay, he made use of the inscription supposedly uttered by Tycho Brahe on his deathbed: »Ne frustra vixisse videar« (Let none suppose I lived in vain). This tag, known to scholars of the time, served to invite Trew's guests to endorse the value of his life's work in the collection and library and to promise that his reputation would endure. The publication of this book, indeed, is a testament to the success of Trew's labour in ensuring that his scholarly *œuvre* would transcend the practical mundanities of his day-to-day existence, his work in hospitals or at bedsides. For, just like the man himself, this book is so much more than just a biography of Trew himself: among other things, it offers a valuable summary of the state of historical writing on early modern scholarly correspondence (Hubert Steinke); Wolkenhauer's own essay which delves deeply into the *album amicorum*; a tour of his library (Claudia Valter) and several excellent chapters on the crafting of the plates for his book (Kärin Nickelsen and others). Historians of early modern knowledge will find something of value in this collection for all studies that have a bearing on the many themes Trew's work addressed. In part, this is because Trew was so deeply embedded within this world of networking, writing, observing and growing plants that he functions as an exemplar of how it worked. In part, it is because of the editors' clever choice of authors who work principally on these wider themes, and who were invited to comment specifically upon Trew's place within their visions of early modern scholarship.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Inevitably, with a volume containing this many contributions, a major challenge will have been the editing, and it is here that some weaknesses do appear. There is an extensive amount of informational overlap between the individual essays. Basic bio- and bibliographical information about Trew, his artists and his collection are repeated over and over again in successive contributions – this could have been avoided with a firmer editorial hand. Surely it was unnecessary, too, for eleven out of the sixteen essays to utilise Trew's full name in their titles, in a book whose title itself also refers to its subject. Some of the essays seem misplaced; for example, Henriette Müller-Ahrndt's chapter on Trew's relations with artists provides vital information about Georg Ehret which should have preceded several of the preceding discussions in order for the reader to position Ehret accurately and to grasp the nature of his relationship and interactions with Trew, including how this famous botanical artist came to be lastingly associated with the Linnean classificatory system. Some essays are rich in methodological discussion at the beginning, whereas others take a more descriptive tone, leading to unevenness in the approach to the subject matter. While this methodological approach can yield excellent fruit, on occasion it leads to internal inconsistencies within the volume itself: whereas Kärin Nickelsen underscores Trew's express concern to achieve a combination of not only »Zierrath, sondern auch [...] Nutzen« in his images (p. 292), one of the editors, Hans Dickel, would have it that seventeenth century Cartesian mechanism and new visual technologies like the microscope marked a caesura between artistic and scientific pictorial practices (p. 338). And yet even by the later eighteenth century, a clear distinction between ornamental and scientific remains hard to discern, and was hard to enforce, in images, collections and collecting practice. Even systematics, when applied (which was rare), did not necessarily subscribe to Linnaean norms, as canonical studies like Frans Stafleu's »Linnaeus and the Linneans« (1971) already showed.

As a result of all this, the volume does deviate from Christoph Jacob Trew's natural historical praxis in one key respect: it suggests that sometimes there was insufficient communication between editors and authors, between individual authors, or with wider cultures of scholarship around Europe. The linguistic barrier to mutual exchange is one obvious reason for the latter problem, and in this sense it is to be regretted that few Anglophone historians will be able to consult this book. But the individual authors also often miss opportunities to tap their arguments into research concerning other countries, and thereby to provide a more pan-European context for numerous important developments. Despite numerous references in passing to Trew's early decision to use Tournefortian systematics for his collection, for example, there is no essay in the volume concerning Trew's links to France, either during his student years or thereafter. Yet to use Sébastien Vaillant's name for ginseng in the first half of the eighteenth century, as Trew did (p. 305) was to take sides in a controversy splitting European botanists at the time. Ursula Rautenberg's otherwise excellent and fascinating essay on Trew's work on aloes does not fully capture his



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

main reason for particular interest in this plant: the global trade of a New World drug, touted as a substitute for expensive African aloe by the Italian botanist and physician Pietro Andrea Mattioli in his 1554 commentary on Dioscorides. Nor does Rautenberg engage with work on the seed and plant trade in France and England (e.g. Sarah Easterby-Smith or Richard Xavier Coulton), or on English and Swedish naturalists' use of lists, notes and paper slips (e.g. Elizabeth Yates, Staffan Müller-Wille and Isabelle Charmantier). Dominic Olariu reveals the gorgeous coloration of the apothecary Georg Öllinger's collection of botanical plates, but seems unaware of recent writing on the tomato (e.g. Anastasia Stefanaki or Florike Egmond). There is in general a predilection for citing works published by German authors or on German naturalists which, inevitably, constrains the practice of early modern natural history to within current national boundaries, even as virtually every area of natural historical practice turns out, in this very book, to have a transnational and pan-European character. It seems that European scholars of today are not communicating with one another as well as we might, as well as Christoph Jacob Trew and his contemporaries strove to do, in spite of the enormous obstacles of distance and cost that stood in their way when publishing a book.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.1.87427](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.1.87427)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Norman Domeier, Christian Mühling (Hg.),
Homosexualität am Hof. Praktiken und Diskurse
vom Mittelalter bis heute, Frankfurt a. M.
(Campus Verlag) 2020, 401 S. (Geschichte und
Geschlechter, 74), ISBN 978-3-593-51076-7, EUR 39,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Pascal Firges, Duisburg-Essen

Der von Norman Domeier und Christian Mühling herausgegebene umfangreiche Tagungsband besteht aus 17 Artikeln, einem Einleitungskapitel der Herausgeber und einem zusammenfassenden Schlusskapitel von Franz Eder. Ohne Zweifel ist er ein wertvoller und überfälliger Beitrag zur Kulturgeschichte des Hofes. In der bisherigen Hofforschung sind die Themenbereiche homosoziales Begehren und homosexuelle Praktiken, wenn nicht »geradezu tabuisiert« (so die Herausgeber, S. 10), so zumindest weitgehend ignoriert und marginalisiert worden. Dabei stellen diese Thematiken zentrale Elemente der zwischenmenschlichen Beziehungsgeflechte in höfischen Gesellschaften dar. Und eben diese Beziehungsnetzwerke – das zeigen viele der hier vereinten Beiträge auf eindrucksvolle Weise – spielen eine wichtige Rolle für das Verständnis der Politikgeschichte und der Kulturgeschichte des Politischen, besonders in der sich um dynastische Zentren herum entwickelnden vor- und frühmodernen Staatlichkeit. Vielleicht wäre es der Kohärenz des Bandes dienlich gewesen, Beiträge in denen der Hof nur eine marginale Rolle spielt in andere Publikationen auszulagern. Allerdings ist dies bekanntlich ein für das Genre »Tagungsband« üblicher Kritikpunkt.

Das Einführungskapitel der beiden Herausgeber definiert als ein Ziel des Bandes, einen epochenübergreifenden »Austausch zwischen traditioneller Hofgeschichtsschreibung, jüngerer Patronageforschung und der politischen Kulturgeschichte der Homosexualität« (S. 18) zu initiieren. Dabei verweisen die Herausgeber gleich zu Beginn auf die Problematik des anachronistischen Gebrauchs des Konzepts der Homosexualität, welches ja erst um die Wende zum 20. Jahrhundert seinen Eingang in die allgemeine Sprache fand. Dies wiederum bedeutet, dass jede Verhaltensform die von Historikern und Historikerinnen a posteriori als homosexuell gedeutet wird, von den Zeitgenossen und Zeitgenossinnen nicht so gedeutet werden konnte. Diese Problematik wird auch in den meisten folgenden Beiträgen des Bandes auf verschiedene Weisen reflektiert. Domeier und Mühling sprechen sich für eine heuristische Verwendung des Begriffes aus. Diesem Vorschlag folgt auch diese Rezension, trotz der wichtigen und sehr validen Einwände gegen die anachronistische Nutzung des Konzepts.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Eröffnet wird der Tagungsband mit einem Artikel von Heide Wunder, in welchem sie das von ihr entwickelte Forschungskonzept des Arbeitspaars auf das dynastische Herrschaftspaar anwendet und die These aufstellt, dass Homosexualität in diesem Kontext solange stillschweigend toleriert werden konnte, solange die Funktion des Arbeitspaars, besonders im Hinblick auf die Zeugung von Nachkommen, nicht eingeschränkt war. Der folgende Beitrag von Charlotte Backerra verdeutlicht an Quellenbeispielen aus den Tagebüchern von Kaiser Karl VI. die Möglichkeiten wie auch die Grenzen der Forschung, das wahrscheinlich bisexuell ausgerichtete Geschlechtsleben eines Herrschers zu analysieren.

Günter Wassilowsky widmet seinen Beitrag der Homosexualität am frühneuzeitlichen Papsthof und betont dabei zum einen die recht zurückhaltende Verfolgung von »Sodomie« im Kirchenstaat, wie auch die Tatsache, dass die Bedeutung homosexueller Neigungen für die Bildung von Patronagebeziehungen und Netzwerken in der zölibatären Wahlmonarchie bisher in der Verflechtungsforschung unzureichend Berücksichtigung fand. Lucien Bély, der sich mit Homosexualität am Hof Ludwigs XIV. beschäftigt, hebt vor allem die sozialen Unterschiede hervor, durch die der Umgang mit mann-männlichen sexuellen Beziehungen strukturiert wurde. Julie Peakman beschäftigt sich in ihrem Artikel vor allem mit der englischen Aristokratie der Frühen Neuzeit. Auch ihr Beitrag unterstützt die These von Heide Wunder, dass Homosexualität am Hof nicht aktiv verfolgt wurde, wenn die betreffenden Personen ihren dynastischen Pflichten nachkamen. Der preußische König Friedrich II. kann nicht zuletzt auch deshalb als Ausnahmemonarch gelten, weil er es sich leisten konnte, seiner Pflicht zur dynastischen Reproduktion nicht nachzukommen. Seine Beziehungen zu männlichen Favoriten stehen im Fokus eines Beitrags von Wolfgang Burgdorf.

König Eduard II. von England gilt weithin als das Hauptbeispiel eines homosexuellen mittelalterlichen Monarchen. Djro Bilestone Roméo Kouamenan unternimmt hierzu eine kritische Neubewertung der vorhandenen Quellen und kommt zu dem Ergebnis, dass die zeitgenössische Chronistik dem Monarchen weniger »sodomitisches« Verhalten vorwarf als vielmehr die exzessive Bevorzugung seiner männlichen Favoriten. Der anschließende Artikel von Klaus van Eickels liest sich gewissermaßen wie ein theoretischer Kommentar zu der vorhergehenden Fallstudie und analysiert die Konsequenzen für die historische Beschäftigung mit der Vormoderne, die sich aus der Tatsache ergeben, dass es sich beim Konzept der Homosexualität um ein soziales Konstrukt aus dem späten 19. Jahrhundert handelt. Vielleicht hätte dieser Beitrag eine etwas prominentere Positionierung in dem Band verdient, da er einen guten Ausgangspunkt für die kritische Diskussion des Umgangs mit dem Konzept der Homosexualität bildet, der in vielen anderen Beiträgen ebenfalls auf verschiedene Weise reflektiert wird. Norman Domeier wendet sich in seinem anschließenden Beitrag der Epoche des 20. Jahrhunderts zu, in der das Konzept der Homosexualität erstmals in massenwirksame

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.1.87429](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.1.87429)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

öffentliche Debatten Eingang fand. Sein kenntnisreicher Artikel untersucht die sogenannte Eulenburg-Affäre im Hinblick auf die diskursive Vermengung von Homosexualität, Pazifismus, mangelndem Patriotismus und als illegitim empfundener höfischer Politikbeeinflussung.

Die folgenden drei Artikel, die zu einem Teil zusammengefasst wurden, zeichnen sich durch ihre Diversität aus. Andreas Krass beschäftigt sich in seinem Beitrag mit der Problematik, dass Homosexualität in der deutschen höfischen Dichtung des Mittelalters mit einem Tabu belegt war, und sie deshalb nur durch verschiedene Formen der Anspielung indirekt dargestellt werden konnte. Michael Zywiets beleuchtet den Fall des mutmaßlich pädophilen Kapellmeisters Karls V., Nicolas Gombert. Dominic Janes argumentiert mit Blick auf das Vereinigte Königreich: »there was something flamboyantly queer about the monarchy in the liberal democratic state that has become established since the nineteenth century« (S. 267). Abgesehen von der Frage, ob »flamboyant« eine glücklich gewählte Analysekategorie ist, wurde zumindest dem Rezensenten nicht deutlich, ob der Beitrag nun die Monarchie selbst oder das Bild der Monarchie in der Populärkultur untersuchte.

Der nächste Abschnitt des Bandes beginnt mit Christian Mühlings aufschlussreicher Studie zu den Grenzen des Sagbaren in homosozialer Liebe am preußischen Hof des 18. Jahrhunderts, die auf seiner Analyse der Tagebücher von Ahasverus Heinrich Graf von Lehndorf, dem Liebhaber Prinz Heinrich von Preußens basiert. Virginia Hagns anschließender Artikel über die Korrespondenz zwischen Isabella von Parma und ihrer Schwägerin Marie Christine von Habsburg ist der einzige Beitrag des Bandes, der sich mit einem mutmaßlichen Beispiel für die Liebe zwischen Frauen beschäftigt. Allerdings weist die Autorin auf die Quellenproblematik hin, dass körperliche Intimität zwischen Frauen »außerhalb der Konzepte der Sodomie und Tribadie« (S. 317) von den Zeitgenossen und Zeitgenossinnen nicht begrifflich gefasst werden konnten. Der darauffolgende Beitrag von Anna Bers widmet sich der Interpretation des Schäferromans »Ein Jahr in Arkadien«, dessen bemerkenswerte Eigenschaft die illustre Herkunft des Autors Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg ist.

Die beiden letzten Artikel des Bandes entfernen sich weiter von höfischen Kontexten als ihre jeweiligen Titel dies suggerieren. Miguel Ángel Lucena Romeros Beitrag befasst sich mit der erstaunlich expliziten Behandlung der sexuellen Praktik des *Dabb* in der islamischen Literatur des Mittelalters und Stephen J. Roddy berichtet von dem literarischen Genre der »Blumenkataloge« (*huapo*), in denen männliche Operndarsteller Pekings in der zweiten Hälfte der Qing-Dynastie nach künstlerischen, physischen und moralischen Kriterien miteinander verglichen wurden. Franz Eder gelingt schließlich ein konzises und aufschlussreiches Fazit.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Insgesamt handelt es sich bei der vorliegenden Publikation um eine sehr verdienstvolle wissenschaftliche Leistung mit zahlreichen hervorragenden Beiträgen, die hoffentlich den Weg für viele weitere Untersuchungen auf diesem Feld ebnen wird.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.1.87429](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.1.87429)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michel Figeac, Caroline Le Mao (dir.), Anthologie franco-suisse d'écrits de l'intime (1680-1830). La vie privée au fil de la plume, Paris (Honoré Champion) 2020, 639 p., ill. en noir, cartes, fac-sim., tabl. (Bibliothèque d'histoire moderne et contemporaine, 64), ISBN 978-2-7453-5411-2, EUR 68,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Elisabeth Salvi, Genève

Composé d'extraits de correspondances, journaux intimes, livres de raison, mémoires, pour la plupart inédits, ce recueil est le fruit d'un travail international réunissant les universités de Bordeaux-Montaigne et de Lausanne autour des écrits du for privé. Issu des archives de Bordeaux Métropole et de la Suisse (celles-ci sont valorisées par la base de données Egodocuments.ch), cet important *corpus*, introduit par Michel Figeac, est organisé en onze sections, précédées chacune par une brève présentation, rédigée par les deux chercheurs et neuf chercheuses du volume.

La notion «écrits du for privé», lancée par Madeleine Foisil, a longtemps fait consensus en France alors qu'à l'échelle internationale, c'est celle d'«ego documents» proposée à titre opératoire par l'historien néerlandais Jacques Presser, qui prévaut. Elle vise à réunir sous un seul terme les textes rédigés à la première personne qui décrivent la vie et les sentiments d'un individu, regroupant ainsi autobiographies, mémoires, journaux et correspondances. Toutefois, ces textes émanant d'individus fortement ancrés dans des structures communautaires (famille, parenté, voisinage, paroisse, etc.), seraient davantage à considérer selon Isabelle Luciani comme «l'ensemble des configurations narratives de l'expérience personnelle qui contribuent à la construction de l'individu» (p. 574). En Suisse romande, c'est le terme «écrits personnels» qui est retenu, notamment grâce aux travaux de Philippe Henry et de Jean-Pierre Jelmini.

L'anthologie franco-suisse débute par un chapitre consacré aux «Pratiques d'écriture». Il interroge les instants et les lieux de l'écriture qui attestent du désir de laisser des traces. L'autobiographie conduit parfois au perfectionnement moral. Cette habitude d'écrire devient alors un instrument de formation comme dans les cantons suisses où une alphabétisation précoce – liée en grande partie à l'expansion de la Réforme et aux nécessités de circuler pour les élites militaires et les milieux d'affaires – a favorisé les échanges épistolaires et les écrits intimes. Bonne foi, honneur, amour de l'humanité guident la plume d'individus parfois jeunes jusqu'à un âge avancé, souvent éloignés d'un ou plusieurs membres de leur famille par leur lieu de résidence, de formation et d'activité professionnelle, voire militaire pour les hommes.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

La deuxième partie («Education») montre que la correspondance est souvent le seul lien entre l'enfant et ses parents. À ce propos, citons la lettre expédiée par le fils d'un planteur de l'île Bourbon que le père a placé dans un collège près de Toulouse et à qui il écrit se réjouir de sa venue prochaine et qu'il serait «encore plus content» si sa mère venait aussi (p. 72). On y lit aussi les difficultés à recruter un précepteur comme le confie Eugène de Courten à son frère à qui il avoue être embarrassé de savoir où placer son fils, car l'enfant «a reculé en fait d'instruction durant le temps qu'il a été entre les mains de son précepteur» soit «18 mois entièrement perdus [...] pour les mauvaises manières» (p. 82).

À la croisée de l'histoire du genre et de la famille, le sentiment amoureux, la sexualité et le mariage constituent la matière centrale de la troisième partie («Mariages, amour et stratégies»). Celle-ci illustre bien la complexité de la «révolution sentimentale» du XVIII^e siècle lorsque Catherine de Charrière de Sévery, s'adressant à sa fille Angletine, pose les termes du débat entre mariage d'amour et de raison, en lui conseillant de ne jamais se marier (p. 133) alors que celle-ci décidera de convoler, malgré l'avis maternel, pour échapper à la tyrannie de son frère.

Dans les quatrième et cinquième parties, les contributeurs et contributrices abordent respectivement la question de la «Maisonnée» et de la gestion domaniale. Ils rappellent le sillon tracé par les travaux de démographie historique et l'impulsion donnée par la création, en 2003, du Groupe de Recherches «Les écrits du for privé de la fin du Moyen Âge à 1914», animé par Jean-Pierre Bardet et François-Joseph Ruggiu; leurs publications de sources primaires, de thèses, de colloques valorisent l'observation attentive du «vivre ensemble» et des conséquences du mariage dans le choix du lieu de résidence du couple, des difficultés de cohabitation ou encore des relations variables entre maîtres et domesticité au sein d'une même famille. Les écrits du for privé apportent aussi une meilleure connaissance des rouages du monde rural et des rapports entre seigneurs et paysans. Ils déterminent également un profond renouvellement de l'histoire des malades («Corps et santé»). Cette sixième partie fait état du ressenti des élites face à la maladie, une menace permanente, même dans une société privilégiée.

Les écrits personnels rapportés dans le septième thème rendent compte de la «culture matérielle» tel l'accroissement du luxe dans les milieux privilégiés, caractérisé par exemple par la conquête de l'éclairage et la quête aux chandelles ou encore des acquisitions de meubles. Liste de courses consignées dans un livre de raison et recettes pour une soirée de réception permettent aussi de mesurer les circuits d'approvisionnement ou encore le degré d'ouverture de la noblesse provinciale sur l'extérieur et son goût pour les nouveaux produits. L'anthologie comparatiste aborde aussi la question de la «vie religieuse» (huitième thématique) en terre catholique et protestante, relevant l'importance des rituels et de leurs dépenses pour évaluer le degré de piété et de dévotion dans les divers milieux sociaux.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

La vogue de la littérature de voyage au XVIII^e siècle pousse aussi ceux qui parcourent l'Europe à narrer les étapes de leur périple dans des carnets; ils illustrent la diversité des pratiques de la »mobilité« dont le tourisme devient une des motivations révélatrices de l'identité des élites, de l'usage de la double résidence entre ville et campagne, ou des exigences de la sociabilité. On peut retracer les itinéraires choisis, les coûts engagés, la logistique mise en œuvre.

De la mobilité aux loisirs – thème aussi prolixe dans cette anthologie que celui consacré à l'éducation – les sociétés du XVIII^e siècle bénéficient d'une offre culturelle qui constitue une clef de lecture des divisions sociales. L'émergence de théâtres, de champs de courses, de promenades publiques, de clubs et de sociétés dans les cités provinciales, où les élites peuvent se rencontrer et tisser des liens avec la noblesse étrangère de passage, sont propres à la civilisation des loisirs en expansion dans les petits centres de pouvoir.

Enfin, dernier thème abordé, les »observations du ciel et de la terre« illustrent les premières applications de la démarche scientifique à l'échelle individuelle. Au temps des Lumières, l'intérêt pour les phénomènes météorologiques exceptionnels, mais aussi quotidiens, suscite de nombreuses annotations de la part des élites rurales, en lien avec l'exploitation de leur domaine foncier évoqué plus haut.

Complétée par une bibliographie sélective et une biographie des auteures et auteurs des textes, cette anthologie est emblématique de la valorisation des écrits du for privé. Rédigés par des individus aux provenances diverses, ces textes constituent une ressource incontournable pour le développement et l'enseignement de l'histoire de la famille. Balisés par les travaux de l'anthropologie culturelle, de l'ethnologie et de la *microstoria*, ces vastes *corpus* d'écrits personnels – dans lesquels ce volume puise des perles rares – s'inscrivent dans les pratiques sociales qui se concentrent sur l'action et sur les stratégies d'individus ou de petits groupes. Le foisonnement de ces textes renseigne sur une infinité de gestes, d'émotions et de représentations mentales. Ils ouvrent des perspectives prometteuses dans le renouvellement des sciences historiques.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Luc Foisneau (dir.), Dictionnaire des philosophes français du XVII^e siècle. Acteurs et réseaux du savoir. Avec la collaboration d'Élisabeth Dutartre-Michaut et de Christian Bachelier. Traductions de Delphine Bellis, Luc Foisneau et Claire Gallien, Paris (Classiques Garnier) 2020, 2100 p. (Dictionnaires et synthèses, 3), ISBN 978-2-8124-1721-4, EUR 89,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Alan Charles Kors, Philadelphia

In 2008, Luc Foisneau directed the publication of a two-volume »Dictionary of Seventeenth-Century French Philosophers«. This is far more than a French version of that first work. It is a new work, revised and augmented by well over a hundred new contributions, by introductory thematic essays, by rich and particularly thoughtful primary and secondary bibliographies for each philosopher, and by a lengthy and exceptionally useful scholarly index. The *Dictionnaire* is a gift to any researcher, student, or scholar with an interest in early modern French philosophy writ large.

Researchers looking for thinkers merely mentioned in articles but not given an entry of their own are well-served by the »Index historique et raisonné« that occupies the final 300 pages of this 2100-page work. Such thinkers are well-identified by their works, contexts, and affiliations. Scholars might argue over the principles of exclusion or inclusion utilized in assembling the critical index (I was disappointed by the absence of the historically important and philosophically interesting François de La Pillionière, François-Marie-Pompée Colonne, and the chevalier Ramsay from both the main entries and the index), but that is unavoidable in such an undertaking. Indeed, the very choice of articles itself, not to mention the length assigned to diverse articles, can be a minefield. Excluding bibliography, for example, Nicolas Malebranche earns an article of 6 pages; René Descartes, 7; Pierre Gassendi, 8.5; and Antoine Arnauld, 10. That will displease someone.

The articles on major philosophers are generally excellent in terms of breadth; explication of systems, arguments, and debates; and both primary and secondary bibliography. Where the *Dictionnaire* truly distinguishes itself from all other reference works, however, is in its accounts, analyses, and contextualization of those seventeenth century formal philosophers, theologians, savants, polemicists, and critics who were figures of influence in their time but who have fallen into relative obscurity even among most intellectual historians and historians of philosophy. Seventeenth century France witnessed a flowering of philosophical publication that drew an ever-expanding audience into the world of ideas. The *Dictionnaire* repopulates that flowering and that world.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

I wish, however, that the *Dictionnaire* had done much more with the philosophical education of that population. It is a century where almost all higher education, both in the *collèges* and the *universités* begins with *philosophie*. That grounding in logic, method, metaphysics, and philosophical theology varied, but it centered on Aristotle and his Christian interpreters. Almost every thinker represented by an article in this work received some variant of that grounding. Some individual contributors discuss the influence of that education and their subjects' responses to it, but the topic, by its importance, required a more systemic approach. What were the continuities, modifications, and rejections by our thinkers of the philosophy taught in the schools, and what was the philosophical importance, thus, of those who did that teaching and of those who wrote or critically edited the textbooks? The thematic essays that begin the work are the ideal place to address the formation of the thinkers who follow, but it does not occur. Jacob Schmutz's essay on philosophical and theological scholasticism focuses on its role in general terms and gives us little sense of a seventeenth century education in Aristotelian philosophy and the great philosophical-theological commentaries, ubiquitous in the curricula of the schools.

The inattention to the actual furniture of the mind provided by seventeenth century formal education is systemic in the *Dictionnaire*. Jean Nicolai edited, with explanatory notes and commentaries, the works of Thomas Aquinas, philosophical and theological, in a major contribution to the Thomist revival of which he was a part. The article on Nicolai, however, focuses on his debates with the Jansenists on sin and grace, not touching on his dissemination of Aquinas's thought, let alone on Aquinas's commentaries on Aristotle (or Nicolai's commentaries on those). The bibliography that concludes the article ignores the Dominican scholar's editing of the 23-volume »Sancti Thomae Aquinatis Opera Omnia«, published from 1660–1664 with his important notes. Guillaume Du Val's edition of Aristotle's »Opera Omnia«, with commentary, enjoyed three editions in the seventeenth century. It was a staple of education, and many later philosophers cut their teeth on his critical work. Guillaume Du Val receives neither article nor even mention in the *index raisonné*. Pierre Barbay was the author of the texts that were most widely used in the schools and universities to teach Aristotle. His students believed in his genius and produced the lecture notes from which Barbay's great texts were constructed; Barbay's works essentially taught French students their Aristotle in the second half of the seventeenth century. He receives a rather dismissive article of one page in the *Dictionnaire*.

Excellent authors were turned loose on their subjects, as should have been the case. Some were more concerned with their philosopher's place in the longer-term history of philosophy, and some more interested in the seventeenth century context, its debates, and its polemics. Some stressed that their subject had several voices, depending on interlocutor and circumstance; some sought to minimize the tergiversations of an author's



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

philosophical itinerary and give us a synthesis of what the subject's philosophy came to represent (or, in rare cases, should have come to represent) to most readers. That variety enriches this intellectually and disciplinarily diverse project.

Several major contributions deserve special praise: Jean-Luc Solère on Pierre Bayle is a remarkable piece compellingly argued and exemplary in its breadth, depth, and nuanced readings of text, context, and polemics. Antony McKenna's lucid and bountiful essay on religious controversies is a master-class in how knowledge (much of it essential to understanding articles that will follow) can be conveyed efficiently and elegantly. Guido Canziani's article on the »Theophrastus redivivus« is an exceptionally rich and untendentious presentation of this clandestine manuscript, striking in its explications and appropriately cautious in its claims for influence.

In short, a gift.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.1.87431](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.1.87431)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Giulia Giannini, Mordechai Feingold (dir.), The Institutionalization of Science in Early Modern Europe, Leiden (Brill Academic Publishers) 2019, XII–301 p., 2 ill. (Scientific and Learned Cultures and Their Institutions, 27), ISBN 978-90-04-41686-4, EUR 115,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Monika Mommertz, Basel

Wissenschaftliche Gesellschaften, insbesondere die großen Akademien in London und Paris, gehören zu den seit langem und intensiv untersuchten Themen der internationalen Wissenschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit. Dennoch, so führt Mitherausgeberin Giulia Giannini einleitend – und wie der Band erweist – zu Recht aus, sind *certain aspects* und bestimmte europäische Akademien dennoch untererforscht geblieben. Das eineinhalbseitige *preface* Gianninis formuliert als Ziel der Publikation, eben diese Aspekte herauszuarbeiten. Vorweg angemerkt sei, dass dem englischen Verständnis von *science* entsprechend, der Schwerpunkt des Interesses hier bei jenen Sozietäten liegt, die sich der Erforschung und Verbreitung von *natural knowledge* widmeten.

Zehn Aufsätze wurden unter im Vorwort nicht weiter explizierten Überschriften drei Hauptteilen zugeordnet. Unter dem Stichwort »Research in Institutional Setting« hebt im ersten Hauptteil zunächst Mitherausgeber Mordechai Feingold, gegen verbreitete Meinungen aus der Akademieforschung, erneut die Bedeutung der beiden englischen Universitäten (»Oxbridge«) in der Herausbildung moderner Naturwissenschaften hervor. Sein Aufsatz »Between Teaching and Research: The Place of Science in Early Modern English Universities« unterstreicht, dass universitäre Inhalte und intellektuelle Aktivitäten sich mit denen der Akademien überschneiden.

Eine Aufarbeitung der breiten Historiografie zur Geschichte der Pariser Académie Royal speziell unter dem Paradigma des *spacial turn* unternimmt im nächsten Beitrag Stéphane Van Damme. »The Academization of Parisian Science (1660–1789): Review Essay on a Spatial Turn« situiert deren Entstehung und Etablierung in vielfältigen städtisch-lokalen, aber auch überregionalen und internationalen Umfeldern und Netzwerken.

Mit Hilfe von Pierre Bourdieus Kapitaltheorie untersucht Pietro Daniel Omodeo Korrespondenzen dreier Astronomen (»Asymmetries of Symbolic Capital in Seventeenth-Century Scientific Transactions. Placentiunus's Cometary Correspondence with Hevelius and Lubieniecki«). Ungleiche Zugänge zu internationaler Wahrnehmung und Anerkennung schränken



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

schlecht vernetzte Gelehrte ein; die Zirkulation von Wissen wurde zunehmend durch die großen Akademien kontrolliert.

Im zweiten Hauptteil, »Founding and Shaping Scientific Institutions«, führt zunächst Giulia Giannini (»An Indirect Convergence between the Accademia del Cimento and the Montmor Academy: The ›Saturn dispute‹«) anhand der titelgebenden astronomischen Debatte aus, in welchem Maße die Kommunikation zwischen beiden Sozietäten bzw. deren Unterbrechungen von konkreten Aktivitäten in den Netzwerken einzelner Gelehrter abhingen.

Luís Miguel Carolinos Aufsatz »The Edifying Science. Academies, Courtly Culture and the Patronage of Science in Early-Modern Portugal« stellt die in der internationalen Akademiegeschichte wenig bekannte Academia real da História Portuguesa vor und zeigt, dass hier anders als etwa in den großen nordeuropäischen Akademien die Nähe der Akademiegründer und -mitglieder zum Königshof nicht mit Spezialisierung, sondern mit einer universalistischen Ausrichtung einherging.

Das mit der Pariser Académie Royal eng verbundene Observatorium ist Thema des Beitrags von Delia Deias (»The Paris Observatory in the Early Modern Ecosystem of Knowledge [1667–1712]«). Dessen informelle, durch höfische, religiöse und diplomatisch-politische Interessen strukturierten *règles de vie* beeinflussten auch die Arbeitsformen der frühen königlichen Akademie.

Ebendiese vergleichen im Anschluss Aurélien Ruellet und François Mallet mit der Londoner Royal Society (»The Early History of the Paris and London Academies: Two Paths Towards the Institutionalization of Science«). Die Autoren kommen u.a. zum Ergebnis, dass beide Einrichtungen durch Formen einer *aristocratic civility* geprägt wurden, allerdings in je spezifischer Ausprägung.

Im dritten Hauptteil »Making and Reporting Experiments: Scientific Styles and Publishing Policies« stellt zuerst Vera Keller (»Professionalizing Doubt: Johann Daniel Major's Observation ›On the Horn of the Bezoardic Goat‹, Curiosity Collecting, and Periodical Publication«) an einem Fallbeispiel für die Akademieforschung insgesamt aufschlussreiche Übergänge von der gelehrten Monografie zum wissenschaftlichen Periodikum an der bisher international noch wenig beachteten Academia Naturae Curiosorum vor. Hier lasse sich der Wandel erkennen von einer »vernacular culture of curiosity« zu kritisch-skeptischen »professionalizing scholarly practices«.

Einen Vergleich wissenschaftlicher Arbeitspraktiken bietet Michael Bycroft (»Experiments on Collections at the Royal Society of London and the Paris Academy of Sciences, 1660–1740«), der ältere Kontrastierungen der beiden großen Sozietäten teilweise in Frage stellt. Auf französischer Seite identifiziert er eine »material-driven experimentation«, auf der englischen dagegen eine stark

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.1.87432](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.1.87432)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

durch den Gebrauch von Instrumenten bestimmte experimentelle Methodik.

Noah Moxham (»The Uses of Licensing: Publishing Strategy and the Imprimatur at the Early Royal Society«) arbeitet die uneinheitliche, teils kontingente Veröffentlichungspraxis der mit Vergabe des Imprimaturs privilegierten frühen Londoner Akademie heraus. Tatsächliches »producing« und publizistisches »promoting of natural knowledge« fielen hier oft weit auseinander.

Nicht mit einem eigentlichen Kommentar zu den Vorträgen, sondern in thesenartigen Überlegungen zu Definition, Entstehung, Wandel und Ende der Akademien bis ins 19. Jahrhundert runden Jürgen Renn und Florian Schmaltz (»Summarizing Commentaries – Institutions and Knowledge Systems: Theoretical Perspectives«) auf vier Seiten den Band ab.

Sämtliche Beiträge argumentieren auf hohem Niveau und bieten interessante Befunde und Einsichten, oft auch Anregungen für weitere Forschung. Ein gewisser Vorbehalt verbleibt bezüglich der in der Einleitung nicht weiter explizierten Verwendung der Begriffe »institution« bzw. »institutionalisation«, die zudem faktisch weitgehend auf Akademien und Universitäten eingegrenzt bleiben. Feingold z.B. rechnet, um sein Argument zu stützen, z.T. außeruniversitäre Aktivitäten von universitätsgebildeten Gelehrten den Universitäten selbst zu. Am deutlichsten wird bei Van Damme, aber auch in mehreren anderen Beiträgen des Bandes, dass es tatsächlich eine Vielfalt von »places and spaces« gab, in denen und aus denen heraus sich frühneuzeitliche Naturwissenschaften formierten. Doch unter der Fokussierung auf Universitäten und Akademien erscheinen diese weitgehend nur als Funktion von zentralisierter Institutionalisierung. Wie die *Social and Cultural History* der letzten gut drei Dekaden gezeigt hat, brachten aber die für die großen Akademien vielerorts unabdingbaren Werkstätten, Handelshäuser, Haushalte, Salons, Gärten und Hospitäler usw. oder auch die globalen, teils kolonialen Kontakträume durchaus eigene, oft auch formal organisierte Wissensformen und Wissenspraktiken hervor. Eine übergreifende Reflexion, etwa mit Hilfe eines erweiterten Institutionenbegriffs, hätte hier die Möglichkeit eröffnet, solche Räume in ihrem Charakter als eigenständige »Wissensinstitutionen« zu problematisieren und das Gesamtbild zu erweitern.

Dessen ungeachtet ist die Lektüre des Bandes sowohl an Spezialwissen, als auch an der komplexen Entstehungsgeschichte früher (Natur-)Wissenschaften insgesamt Interessierten sehr zu empfehlen.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.1.87432](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.1.87432)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Maria Goupil-Travert, Braves combattantes, humbles héroïnes. Trajectoires et mémoires des engagées volontaires de la Révolution et de l'Empire, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2021, 211 p. (Mnémosyne), ISBN 978-2-7535-8173-9, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nebiha Guiga, Berlin

Si l'histoire des femmes pendant la Révolution française est un sujet qui a attiré une importante attention historiographique ces dernières années – que l'auteure du présent ouvrage cite d'ailleurs abondamment – il manquait un ouvrage complet, spécifiquement consacré aux femmes ayant combattu comme soldates dans les guerres de la Révolution et de l'Empire.

C'est à combler ce manque que s'attache Maria Goupil-Travert, actuellement doctorante à l'université Rennes 2 et ancienne élève de l'ENS de Lyon, dans cet ouvrage issu de son mémoire de master soutenu sous la direction de Sylvie Steinberg à l'EHESS et dont la publication est permise par l'obtention, en 2019, du prix Mnémosyne de l'Association pour le développement de l'histoire des femmes et du genre.

L'ouvrage étudie le parcours de 55 femmes ayant combattu dans les armées républicaines et impériales, mais aussi dans l'armée catholique et royale pendant la guerre de Vendée. Le critère de sélection de ces femmes est l'engagement, ce qui amène l'auteure à exclure vivandières et blanchisseuses dont la présence dans l'armée est présentée comme relevant de la nécessité économique. Les sources incluent des dossiers de demande de pension, des mémoires individuels de combattantes (principalement pour les vendéennes), mais aussi des documents de presse, des chansons ou des documents iconographiques qui permettent de mesurer la perception sociale de ces femmes.

L'étude se concentre sur le parcours individuel des femmes dans une moyenne durée (de leur engagement à la construction collective de leur mémoire), prenant soin de les intégrer dans leur contexte social. Les thèmes centraux de l'ouvrage sont la question de l'engagement féminin ainsi que celle de la construction des normes de genre en contexte militaire, questions qui sont mises en œuvre au moyen d'une historiographie très bien résumée en introduction. La richesse des annexes doit aussi être notée.

L'ouvrage, écrit dans un style efficace, se divise en quatre chapitres qui suivent le parcours de ces femmes combattantes, consacrés respectivement aux causes de l'engagement («Révolutionnaires et vendéennes pourquoi s'engager»), à la carrière militaire de ces femmes soldats («Des femmes aux armées»), au retour à la vie



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

civile («D'un monde à l'autre réintégration à la vie civile») et à la construction de la mémoire collective de ces femmes tant de leur vivant qu'après leur mort («Reconnaissance, représentations et mémoire des femmes engagées dans l'armée»).

Le premier chapitre commence par rappeler le lien entre citoyenneté et possibilité du port des armes dans les revendications politiques des femmes au début de la Révolution (1789–1793). L'auteure s'attache ensuite à montrer que l'interdiction de la présence des femmes à l'armée en 1793 – autre que vivandières et blanchisseuses – est liée à leur exclusion de la sphère politique, même si en pratique des femmes combattantes restent présentes après cette date. Côté vendéen, même contraste entre une autorisation limitée de la présence de femmes aristocrates pour les protéger des républicains et cas attestés de femmes combattantes en Vendée. L'auteure étudie le profil sociologique des femmes engagées, proche de celui des soldats de la Révolution plus largement. Elle souligne que l'engagement de ces femmes a des causalités complexes: à l'affirmation de motivations politiques, s'ajoute celle de la volonté de suivre des proches à l'armée. Dans certains cas, l'engagement politique se fait au niveau du couple. Enfin, l'auteure montre que si les républicaines du corpus sont largement des combattantes de première ligne, les vendéennes sont plus souvent à plus grande distance du champ de bataille, ce qui est lié à une différence de statut social (il s'agit souvent de femmes de généraux). Sur ce point, une réflexion plus poussée sur un éventuel effet de source sur la composition sociologique du corpus – puisque les sources pour les vendéennes sont principalement des mémoires tandis que pour les républicaines ce sont principalement des dossiers de demande de pension – aurait été appréciée.

Le deuxième chapitre porte sur la carrière militaire de ces femmes. La proximité de leur expérience par rapport à celle de leurs homologues masculins est la première caractéristique marquante, tant dans la pénétration du service que dans le maniement des armes. Maria Goupil-Travert souligne par ailleurs l'incorporation des valeurs militaires viriles par ces combattantes, avec une adhésion forte aux valeurs militaires d'honneur et de discipline, même si des qualités vues comme féminines (modestie, vertu) sont aussi revendiquées dans les dossiers de demande de pension de ces femmes. Une des parties les plus intéressantes de cet ouvrage explore la dimension d'entre-deux du genre que représente la carrière de ces femmes. L'auteure décrit les modalités complexes du travestissement, souligne l'affirmation d'une prééminence de la fonction de soldat sur le sexe féminin, mais aborde aussi les spécificités de leur expérience de guerre, avec notamment une réflexion très fine sur la place inégale des violences sexuelles dans les récits.

Le troisième chapitre aborde les retours à la vie civile. L'auteure présente les différentes circonstances de ces départs – de l'application de la loi de 1793 à des blessures invalidantes – et montre les diverses stratégies des femmes souhaitant rester



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dans l'armée pour contourner les interdictions. Le retour à la vie civile est souvent difficile économiquement, et représente une rupture des liens sociaux – en cela l'expérience des femmes paraît proche de celle de leurs homologues masculins. La spécificité est celle de la réassignation aux rôles de genre féminin à la sortie de l'armée qui ne fait pas l'objet de contestations. La rupture n'est pas complète: les femmes maintiennent des liens personnels avec leurs anciens camarades et supérieurs hiérarchiques, visibles dans les lettres de recommandation dans les demandes de pension.

Le quatrième et dernier chapitre, enfin, examine les étapes de la construction de la mémoire collective du parcours de ces femmes. Héroïsées par leurs camps respectifs de manière contemporaine, ces femmes reçoivent cependant peu de décorations, en raison de leur genre. L'auteure examine ensuite les stratégies de publication des femmes mémorialistes, entre mobilisation d'une mémoire politique sous la Restauration pour les vendéennes à la mobilisation de l'extraordinaire de leur parcours voire du scandale pour les rares républicaines qui publient dans un contexte politique peu favorable. Dans la suite du siècle, et en particulier sous le Second Empire, les femmes soldats de la Révolution et de l'Empire retrouvent une célébrité souvent post-mortem. À la fin du XIX^e siècle, leurs histoires sont mobilisées à des fins politiques extrêmement variées, d'affirmations nationalistes à des revendications féministes.

Une prise en compte plus complète des années de guerre de l'Empire qui sont peu présentes ici, une réflexion plus poussée sur les effets de source ou encore une explicitation de la réflexion sur l'androgynie du parcours de ces femmes, mentionnée à plusieurs reprises dans le texte mais jamais entièrement définie, aurait encore amélioré cet ouvrage. Celui-ci est cependant une contribution stimulante et originale à l'histoire des femmes et du genre, à l'histoire de la Révolution française, et à la l'histoire militaire, particulièrement remarquable puisqu'il s'agit d'un premier travail de recherche.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christian Katschmanowski, Die Stadt als Raum des Fürsten? Zur Baupolitik der Mainzer Kurfürsten in ihrer Residenzstadt ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2020, 412 S., 227 Abb. (Residenzenforschung. Neue Folge: Stadt und Hof, 7), ISBN 978-3-7995-4539-6, EUR 65,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sébastien Schick, Paris

L'ouvrage de Christian Katschmanowski, issu d'une thèse de doctorat soutenue en 2017 à l'université de Mayence, s'inscrit dans le champ historiographique né, il y a quelques années déjà, de la rencontre entre l'histoire de la cour, l'histoire de l'espace urbain, et celle de l'urbanisme et de l'architecture. Il s'agit, en l'occurrence, d'une monographie, dont l'ambition est modeste, mais qui apporte une pierre intéressante à l'édifice global. L'auteur souhaite montrer que la ville de Mayence, siège de l'archichancelier d'Empire et prince-électeur, mais aussi ville de commerce, forteresse, et siège archiépiscopal, est devenue, à partir de la seconde moitié du XVII^e siècle, un espace de plus en plus contrôlé et approprié par les stratégies de pouvoir du prince-électeur; ou pour le dire autrement, que ce dernier, par une activité de planification urbaine, et la multiplication des projets architecturaux dans un espace urbain de plus en plus vaste, a fait de cette ville, dans laquelle se trouvait sa résidence, une «ville de résidence». L'enjeu principal, qui sert de fil rouge à ce livre, est de savoir si ce fut là le résultat d'une politique ciblée et planifiée sur le temps long, ou plutôt celui d'une succession de décisions pragmatiques – et l'auteur de répondre par la seconde des deux propositions. On touche ainsi, sans doute, à l'une des spécificités d'une principauté qui, par définition, est élective: la ville ne sera jamais le seul espace d'un prince, mais bien de différents princes, issus de différentes familles, appartenant elles-mêmes, essentiellement, au groupe politique et social de la chevalerie immédiate d'Empire. Du point de vue de l'historiographie mayençaise, l'originalité du livre réside dans un changement d'échelle – ce n'est plus seulement le palais et la cour à proprement parler, mais bien l'ensemble de l'espace urbain qui est considéré comme le lieu d'expression du pouvoir princier – qui entraîne, à son tour, la prise en compte de l'espace urbain comme lieu de concurrence entre différents acteurs politiques locaux. Le dossier photographique et iconographique qui clôt le livre, et qui ne comporte pas moins de 227 représentations, est d'une richesse absolument remarquable.

Les trois parties de l'ouvrage suivent un plan à la fois chronologique et thématique. Dans un premier temps, l'auteur présente la réorganisation urbaine qu'a connue la ville après la guerre de Trente Ans. Christian Katschmanowski y insiste surtout sur un document passionnant et peu étudié par les historiens de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

la ville de Mayence: une ordonnance portant sur les constructions dans la ville (*Bauordnung*), datée de 1655, par laquelle Johann Philipp von Schönborn, alors prince-électeur, impose certaines règles pour l'ensemble du bâti – et ce dans le but d'aboutir à une homogénéisation du paysage urbain, et à une rectification de la voirie. En mettant de plus en plus la main sur la construction urbaine, le prince-électeur tente ainsi, et parvient en partie, à affirmer son pouvoir sur la ville face à ses concurrents – les institutions urbaines, la noblesse chapitrable (*Stiftadel*), etc.

La deuxième partie se concentre sur le bâti princier, considéré cette fois-ci dans le temps plus long du XVII^e et du XVIII^e siècle. La résidence s'agrandit, s'embellit – notamment le palais, qui fait l'objet de nombreux projets, parfois d'une ambition étonnante, et s'ouvre finalement sur l'espace urbain au cours de la seconde moitié du XVIII^e siècle – tandis que les bords du Rhin sont eux aussi, progressivement, investis par le prince – notamment avec la construction du château de plaisance *Favorite*, qui s'achève en 1722. Surtout, les princes-électeurs successifs étendent progressivement leur présence dans la ville, notamment par l'emprise grandissante sur le *Bleichenviertel*, quartier qui est finalement rattaché *de facto* à la cour elle-même.

La dernière partie est consacrée aux réalisations architecturales que les grandes familles de la noblesse chapitrable de Mayence, qui appartenaient à la chevalerie immédiate d'Empire, et au sein desquelles les archevêques étaient souvent choisis, entreprenaient pour mettre en avant le pouvoir de leur Maison. Pour les familles de Schönborn, d'Eltz, ou encore d'Ostein, construire des palais de prestige au sein de la ville était une nécessité politique, et l'auteur consacre des pages intéressantes à la manière dont ces Maisons parvenaient à «phagocyter» et à s'approprier l'espace urbain en y imposant des monuments à la gloire de leur dynastie. L'utilisation répétée du terme de constructions «privées», par laquelle l'auteur souhaite distinguer les projets qui seraient réalisés par les princes-électeurs en tant que princes, et ceux qui chercheraient à représenter le pouvoir de leur Maison uniquement, est toutefois peu convaincante: elle ne permet précisément pas de rendre compte de la spécificité de ces villes à la fois princières, cathédrales, et siège d'une noblesse chapitrable, ni des stratégies de pouvoir et de représentation de ces familles de la noblesse rhénane, qui se servaient précisément de l'ensemble de leurs positions au sein des chapitres, des principautés, des cercles, pour affirmer leur prestige et obtenir, pour certaines, l'immédiateté impériale. L'opposition stricte entre les logiques princières d'une part, privées de l'autre, laisse par ailleurs de côté le groupe social que représente la chevalerie d'Empire au sein des chapitres cathédraux, et qui suit des stratégies d'ascension analysées par Christophe Duhamelle.

Malgré cette critique, la monographie présentée par Christian Katschmanowski donne sans aucun doute matière à penser au-delà de la seule histoire mayençaise à proprement parler: que ce soit sur le rapport entre la ville et la cour, qui se pose sans doute



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de manière spécifique dans le cas de la »ville de résidence«, sur la nature même du pouvoir d'un prince épiscopal, sur la planification urbaine comme objet et instrument de pouvoir. Il est d'autant plus dommage de constater que l'auteur s'appuie finalement presque exclusivement sur une historiographie »locale« – celle de Mayence elle-même – et n'ait pas l'ambition d'arrimer sa monographie, et ses conclusions, à des débats historiographiques dynamiques et passionnants, en France comme en Allemagne.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:

[10.11588/frrec.2022.1.87434](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:frrec-2022-1-87434)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Anna Lingnau, Lektürekanon eines Fürstendienerers.
Die Privatbibliothek des Friedrich Rudolf von Canitz
(1654–1699), Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg)
2021, XVI–498 S., 5 Abb., 6 Tab. (Bibliothek Altes
Reich, 32), ISBN 978-3-11-068516-9, EUR 79,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Helga Meise, Reims

Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz (1654–1699) gilt in der Literaturgeschichte des deutschsprachigen Raums als »erster Exponent eines an der zeitgenössischen französischen Literatur orientierten Klassizismus« sowie als wichtiger Wegbereiter der Lyrik der Frühaufklärung, dessen Wirkung erst in den 1760er Jahren nachlässt; seine »antihöfische Grundhaltung, seine Romantisierung des Landlebens und der stark autobiographische Zug seiner Dichtung trugen wesentlich zur Verbreitung seiner Lyrik im 18. Jahrhundert bei«.¹ Demgegenüber rückt Anna Lingnaus Dissertation über Canitz' »Lektürekanon« – entstanden im Graduiertenkolleg »Wissensspeicher und Argumentationsarsenal. Funktionen der Bibliothek in den kulturellen Zentren der Frühen Neuzeit« am Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Osnabrück und der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel – den Dichter als »Fürstendiener« und Büchersammler in den Blick. Sie interessiert sich für die ideengeschichtlichen Horizonte, die ihn im Zuge seiner Karriere am Hof Friedrich Wilhelms I. von Brandenburg bewegten und rekonstruiert diese anhand des Auktionskataloges seiner Bibliothek, der 1700 für die öffentliche Versteigerung erstellt wurde – mit »insgesamt 2 232 Titelnennungen und insgesamt 2 607 Bänden« (S. 42f).

Canitz hatte das Studium der Rechtswissenschaften in Leiden und Leipzig (1671–1674) mit einer historisch-politischen Dissertation beschlossen und war nach seiner Kavaliersreise nach Italien und Frankreich sowie der Teilnahme an Feldzügen Friedrich Wilhelms in Rügen und Stralsund, Kurland und Livland in den Hofdienst getreten, wo er vom Kammerjunker, Amts- und »Mühlenhauptmann« bis zum »Geheimen Rat« (1697) und Reichsfreiherrn (1698) (S. 29f.) aufstieg. Seine Eheschließungen mit Dorothea Emerentia von Arnim (1656–1695) und Dorothea Maria von Schwerin (1670–1729) befestigten die soziale Verankerung in den Adelsfamilien vor Ort. Obwohl ihn seine Dienstgeschäfte als brandenburgischer Gesandter immer wieder über längere Zeit von Berlin entfernten – er war etwa Resident in Wien (1686) und dauerhafter Resident in Den Haag (1688–1699), von wo er



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Ulrich Maché, Friedrich Rudolph Ludwig von Canitz, in: Walther Killy (Hg.), Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache. Bd. 2, Gütersloh, München 1989, S. 359f.

1699 erkrankt zurückkehrte, – hielt Canitz zeitlebens an seinem Wohnsitz im Nikolaiviertel und auf dem von der Großmutter ererbten Landgut Blumberg fest, vermeintlich Schauplatz seiner Dichtungen.

Lingnau rekonstruiert die Ideenwelt von Canitz' Bibliothek schlüssig, gründlich und nüchtern-geschickt durch die Kreuzung verschiedener Quellen – neben dem Auktionskatalog, der in zwei Exemplaren überliefert ist, namentlich dessen Lebensbeschreibungen durch Johann Ulrich von König von 1734 und 1744 durch Joachim Lange, der die Bibliothek genauestens kannte – und Forschungsansätze – der Bibliotheksforschung, Ideengeschichte oder Kanonforschung. Die digitale Rekonstruktion und die quantitative Auswertung der Bibliothek nach Gesamtbestand, Herkunft des Urhebers eines Werkes, Verteilung der Titel auf die Erscheinungsjahre und deren Differenzierung nach Sprachen erlauben, Canitz' Bibliothek als eine »sehr junge« zu charakterisieren: Sie setzt sich »überwiegend aus damaligen Novitäten zusammen. Von 2 016 Werken, für die ein Erscheinungsjahr angegeben war bzw. ermittelt werden konnte, erschienen 1598, also knapp 80 Prozent in den Jahren 1660–1699, 53 Prozent verteilen sich auf die 80er und 90er Jahre, 31,6 Prozent allein auf die 90er. Das heißt, dass Canitz, wenn überhaupt, nur kleinere Buchbestände von Familienangehörigen und Vorfahren erbte« (S. 53). Bezeichnend ist auch die Zunahme an französischer Literatur: »Die Bücher in Canitz' Besitz, die in den 1670er und 80er Jahren erschienen sind, wurden etwa zu gleichen Teilen auf Deutsch, Lateinisch und Französisch publiziert, wobei der französische Anteil stetig ansteigt. Die Werke der 1690er Jahre (die Canitz in Anbetracht seines Todes 1699 auch in diesem Zeitraum erworben haben muss), sind zu 43 Prozent französischsprachig, nur noch zu 31 Prozent auf Latein und zu 22 Prozent auf Deutsch verfasst (3 Prozent sonstige Sprachen)« (S. 54). Der Hugenottenzug nach Berlin nach 1686 wird zum kulturellen Umschwung für Canitz' Lektüre: Schon bevor Robert Roger von 1696 bis 1704 »als offizieller französischer Hofbuchdrucker« bestellt war, stellte er 1693 Canitz »über 100 ausschließlich französischsprachige Titel« in Rechnung (S. 56).

Als außerordentlich fruchtbar für die inhaltliche Erschließung des politischen Gedankenguts, das Canitz im Laufe seiner Karriere beschäftigt haben dürfte, erweist sich die Auswertung von zeitgenössischen politischen Leseanweisungen und deren Kombination mit der Bibliothek. Lingnau greift exemplarisch vier Werke heraus, Johann Andreas Boses »Bibliotheca politica contracta« (1677), Johann Georg Kulpis' »De Studijs Academicis Juvenis Nobilis« (1688), Daniel Hartnacks »Anweisung der politischen Jugend« (1690) und Carl Arnds »Bibliotheca Politico-Heraldica Selecta« (1705). Alle richten sich an den künftigen *politicus*, um ihn in der *prudentia civilis* auszubilden, der unverzichtbaren Grundlage seiner Dienstgeschäfte: »Es wurde zum Mittel und Zweck der *prudentia civilis*, erkennen zu können, welches Wissen und welche Erfahrungen für die Ausbildung der eigenen Klugheit urbar gemacht werden konnten.« (S. 67). Die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Leseanweisungen präsentieren und kommentieren die dazu »richtige politische Literatur« und damit das gesamte Spektrum der von den Zeitgenossen diskutierten Konzepte der Politik. Der Abgleich der Leseanweisungen mit Canitz' Bibliothek – er selbst schaffte Hartnacks »Anweisung« wohl für die Erziehung des einzig ihm verbliebenen Sohnes an – macht deutlich, »[...] welche diskursiven Gewebestrukturen sich zu konkreten politischen Leitideen verdichten und welche Verweissysteme in der Bibliothek wie stark repräsentiert sind« (S. 350). Ebenso flagrant sind die Lücken, die seine Bibliothek im Gegensatz zu der »weitestgehend harmonischen Trias von Aristotelismus, Klugheitslehre und Staatswissenschaft« (S. 355) der Leseanweisungen aufweist, und zwar besonders im Hinblick auf den Aristotelismus: Aristoteles' »Politik« fehlt ebenso wie ihre Auslegungen, worin sich auch der von der Forschung konstatierte »allmähliche Niedergang des Aristotelismus im 17. Jahrhundert« (S. 355) spiegelt. Canitz optiert stattdessen für tacitistisch-stoizistische Werke, einen moralisierenden Antimachiavellismus und eine Hofkritik, die eben auch seine Dichtung, vor allem seine Satiren, prägt.

Der Durchgang durch die Materialkanons der Leseanweisungen wie der durch die Deutungskanons, die sich daran anschließen, machen nachvollziehbar, wie und über welche Argumentationslinien sich die »akademische Politikwissenschaft« (S. 333) formiert, ein Aspekt, der in der Forschung bislang unterschätzt wurde (S. 355). Dass die zunehmende Verbreitung und Rezeption der französischsprachigen Biografien- und Memoirenliteratur in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ihrerseits eine neue Definition von Politik hervorbringt, die weniger durch eine aristotelisch fundierte Gelehrsamkeit als durch die Orientierung an einer selbst erlebten und bezeugten Empirie auf diesem Felde begründet ist, bezeugt Canitz' Bibliothek ebenfalls.

Lingnaus Studie dürfte nicht nur der Canitz-Forschung entscheidende neue Anstöße geben, sondern auch der Erforschung und Bestimmung der Profile privater Bibliotheken der Frühen Neuzeit, stammen diese von Gesandten oder Gelehrten, Fürsten oder Fürstinnen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Thomas Hilarius Meyer, »Rute« Gottes und
»Beschiß« des Teufels. Theologische Magie- und
Hexenlehre an der Universität Tübingen in der
frühen Neuzeit, Hamburg (tredition) 2019, XII-372 S.,
ISBN 978-3-7323-5023-0, EUR 24,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Georg Modestin, Soleure

La présente étude est le fruit d'une longue gestation: à ses débuts, elle était un projet de thèse de doctorat proposé à l'auteur à l'université de Tübingen par le regretté Sönke Lorenz († 2012), mais c'est à l'université de la Sarre que le projet a finalement trouvé son aboutissement sous les auspices de Wolfgang Behringer et de Johannes Dillinger. L'entre-temps a été marqué par une combinaison d'arrêts de travail temporaires et de périodes de mûrissement. Or – pour anticiper notre conclusion – le résultat de ce travail de longue haleine a, grâce à sa structure logique et à sa rigueur interne, toutes les qualités pour devenir un ouvrage de référence, notamment pour l'enseignement.

Le sujet de l'étude est la doctrine sur la magie et la sorcellerie développée à l'université de Tübingen à l'époque moderne, une université caractérisée par l'auteur comme un »foyer« (*Hort*) de l'orthodoxie luthérienne aux XVI^e et XVII^e siècles (p. 3). Pour cette orthodoxie, comme d'ailleurs pour les discours théologiques de l'ensemble des dénominations confessionnelles de l'époque, la science du diable ou démonologie – qui formait la base de la pensée sur la magie ou la sorcellerie – était une partie intégrante de la réflexion scientifique, comme le souligne l'auteur dans son introduction à la suite de la somme désormais classique de Stuart Clark, »Thinking with demons« (1997). Après avoir situé son sujet historiquement, notamment en faisant référence à la persécution de la sorcellerie dans le duché de Wurtemberg – une persécution plutôt modique en comparaison avec d'autres seigneuries dans l'Empire allemand – et à l'histoire de la faculté de théologie de l'université de Tübingen, l'auteur propose de répartir son sujet en deux »champs discursifs« (*Diskursfelder*), à savoir les traités académiques en latin et les sermons plus populaires en allemand. Cette distinction a tout son sens, étant donné que les traités et les sermons avaient des destinataires différents. Les dénominateurs communs étaient les auteurs mêmes, car les chaires de théologie étaient rattachées à des offices ecclésiastiques dans l'Église luthérienne de Wurtemberg. Le titulaire d'une chaire avait ainsi d'office une charge pastorale, donc l'obligation de prêcher en public.

La partie suivante est dédiée à une présentation de la théologie systématique développée à Tübingen en matière de démonologie. Ce long chapitre forme le cœur du travail, et il est évident que nous ne pourrions que l'effleurer ici. L'auteur commence son



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

parcours par un survol des passages bibliques dans lesquels il est question du diable. Certains péripécies reçoivent un traitement plus approfondi, ce sont les passages »classiques« discutés et rediscutés par l'ensemble de la démonologie chrétienne pour déterminer le pouvoir exact du diable – question au cœur de toute réflexion en la matière. C'est ce retour aux sources qui représente une des qualités de l'étude. À la suite des sources bibliques, l'auteur reprend les bases de la théologie scholastique, que ce soit Aristote, Augustin ou Thomas d'Aquin, pour parvenir finalement à Luther. Au centre de son attention restent les grandes questions démonologiques qui sous-tendent toute réflexion sur la magie et la sorcellerie: quels sont les pouvoirs du diable, et quelles sont les relations entre le diable et Dieu? La position de Thomas d'Aquin, qui se base bien entendu sur les réflexions de ses »prédécesseurs«, avant tout Augustin, préfigure à bien des égards celles des théologiens luthériens de Tübingen, raison pour un bref rappel: les démons sont des êtres purement spirituels qui possèdent le pouvoir d'influencer le monde matériel. Leur ingérence dans le monde matériel dépend toutefois de la volonté divine, c'est-à-dire de la permission de Dieu – la nécessité de la *permissio Dei* constituant un consensus accepté par les théologiens de toute dénomination. Grâce à leur nature particulière, les démons ont des capacités qui dépassent celles des hommes; ils sont cependant incapables de créer quelque chose à partir de rien (*creatio ex nihilo*), privilège exclusif de Dieu, et ne peuvent pas non plus transformer la matière. Par contre, ils ont la capacité de déplacer des objets dans l'espace et ils sont de grands illusionnistes qui trompent facilement les sens de leurs victimes (notamment des sorcières trop crédules). En ce qui concerne les actes magiques, ils sont par principe impossibles. Tout semblant d'efficacité a pour base un fait démoniaque, précédé quant à lui par un pacte démoniaque qui peut être implicite.

Les théologiens de Tübingen adopteront les principes thomistes: le champ d'action du diable est clairement délimité. À l'intérieur de ces limites, les actes du diable sont pourtant réels. Les magiciens et les sorcières, par contre, n'ont aucun pouvoir inhérent – s'ils pensent en avoir, ils sont trompés par le diable. Ils sont tout de même condamnables, non pas pour leurs actes (qui n'ont aucune efficacité en soi), mais pour avoir conclu un pacte avec le diable, que ce pacte soit explicite ou pas. L'analyse de l'auteur va bien entendu beaucoup plus loin, adoptant comme cadre de référence la théologie des XVI^e et XVII^e siècles. La discussion touche des thématiques variées telles que la puissance divine, la création, la place respective de l'homme, des anges et des démons ou les *miracula* divins (opposés aux *mirabilia* diaboliques). Tous ces aspects sont discutés dans la perspective des discours contemporains sur la magie et la sorcellerie.

Par la suite, l'auteur propose un panorama théologique, passant en revue les positions des représentants de la théologie de Tübingen, à savoir Martin Plantsch (le dernier théologien catholique en place avant le passage à la Réforme luthérienne), Jakob Heerbrand, Theodor Thumm, Tobias Wagner et Johann Adam Osiander. Ses



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

analyses se basent essentiellement sur des traités académiques. Le consensus qui en découle souligne la centralité du pacte diabolique dans le crime du magicien et de la sorcière, crime passable de la peine de mort. Cette rigueur est cependant tempérée par la cure d'âme à laquelle les théologiens de Tübingen étaient astreints par le caractère double de leurs offices évoqué plus haut. Dans les sermons dont l'analyse constitue le deuxième volet du présent travail (après les traités académiques), les théologiens luthériens attribuent le mal dont souffrent les hommes à Dieu, soit que ce dernier veuille tenter les humains, soit qu'il veuille les punir. Les moyens de l'homme de se prémunir contre le mal sont la contrition, la pénitence et un mode de vie chrétien irréprochable, et non pas – c'est le point essentiel – la recherche de coupables telles des sorcières. En ce sens, la position des théologiens luthériens de Tübingen, aussi traditionaliste et rigoureuse (dans la condamnation du pacte diabolique) qu'elle fût, a eu un effet atténuant sur la chasse aux sorcières, conclusion confirmée par le nombre relativement modéré de condamnations pour sorcellerie dans le duché de Wurtemberg.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.1.87436](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.1.87436)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

David Parrott, 1652. The Cardinal, the Prince, and the Crisis of the »Fronde«, Oxford (Oxford University Press) 2020, 336 p., 12 black and white maps, ISBN 978-0-19-879746-3, USD 85,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sven Externbrink, Heidelberg

Was war die *Fronde*? Eine anarchische Revolte gegen den Disziplinierungsdruck der Monarchie, die vor allem der Bevölkerung großes Leid brachte? Ein letztes Aufbegehren gegen den »Absolutismus«, den von Richelieu und Mazarin konsequent vorangetriebenen Aufbau eines zentralistisch regierten Frankreichs? Oder eine Revolution, die Frankreich auf den englischen Weg einer konstitutionellen Monarchie gebracht hätte? Die von David Parrott vorgelegte Studie über die Ereignisse des Jahres 1652 schließt sich keinen dieser traditionellen Interpretationen der *Fronde* an. Vielmehr hat er sich von einem Klassiker der englischen Geschichtsschreibung inspirieren lassen: »The Roman Revolution« (1939) von Ronald Symes, in dem der Übergang von der Republik zum Prinzipat als Kampf der Individuen, Eliten und Netzwerke erklärt wird.

Parrot greift Symes Deutung auf und stellt seine beiden Protagonisten, Mazarin und Condé, ins Zentrum seiner »Ereignisgeschichte« des Jahres 1652, dem Moment der »Krisis« dieses Machtkampfes mehrerer Clans um den dominierenden Einfluss auf die Regierung des Königreiches. Ziel ist es, den Sieg Mazarins über Condé nicht als unvermeidlichen Sieg des »Absolutismus« zu deuten, sondern die Offenheit der Situation herauszuarbeiten und dem historischen Zufall seinen Raum zu geben.

Dies verbindet Parrott mit einer genauen Analyse der klimatischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen des Jahres, die einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Ereignisse hatten. Der Höhepunkt der klimatischen Extreme der »Kleinen Eiszeit« fiel in die Jahre der *Fronde*. Die bereits durch fortwährend schlechte Ernten und seit Jahrzehnten unter steigenden Steuerforderungen leidende Landbevölkerung wurde nun – erstmals seit den Religionskriegen – auch im Inneren des Königreiches von den Auswirkungen frühneuzeitlicher Kriegsführung getroffen. Als Ursprung der *Fronde* identifiziert Parrott das seit den 1630er Jahren herrschende »système de l'extraordinaire«, mit dem versucht wurde, die ständig steigenden Kosten des Krieges aufzufangen (S. 21f).

Nachdem es der Krone, und besonders Mazarin, nach 1649 nicht gelang (und er auch nicht willens war), Condé, der Mazarin bei der Überwindung der *Fronde parlementaire* unterstützt hatte, in die Regentschaftsregierung zu integrieren, führte



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dessen Gefangennahme zu jenem Bürgerkrieg, der 1652 seinen Höhepunkt erlebte.

Parrott zeigt Mazarin und Condé als »Warlords«, die in erster Linie eigene Interessen verfolgten. Das Bild Mazarins als kluger Vollender von Richelieus Außenpolitik wird dekonstruiert. Schon 1648 habe Mazarin letztlich versäumt, auf die spanische Friedensbereitschaft einzugehen – mit katastrophalen Folgen. Denn parallel zum Bürgerkrieg ging der Krieg gegen Spanien weiter, mit dem Ergebnis, dass Frankreich alle seine militärischen Erfolge, die es seit 1635 errungen hatte, binnen eines Jahres verlor. Das Jahr 1652 leitete eine Serie von Niederlagen gegen Spanien ein. Erst 1658, durch den Erfolg in der Schlacht »in den Dünen« vor Dünkirchen, konnte das Blatt wieder gewendet werden.

Mazarin war 1651 ins Exil geschickt worden, womit eine der wichtigsten Forderungen der *Fronde* erfüllt wurde. Anfang 1652 drängte er nun auf Rückkehr, denn nur an der Seite der Königin konnte er seinen erworbenen Reichtum langfristig für seine Familie sichern. Mit Mazarin kam eine eigens von ihm ausgehobene Armee, womit er auch faktisch zu einem »Warlord« wurde. Kleinere und größere Zusammenstöße dieser sehr beweglichen, kleinen Armeen prägten das Jahr und brachten große Zerstörung und Leid über das Land. Ziel dieses Manöverkrieges war immer wieder die Kontrolle von strategisch wichtigen Festungen wie Rethel oder Sedan an der Grenze zu den Spanischen Niederlanden. Sedan und das Herzogtum Bouillon wurden zu Mazarins Machtbasis.

Mehr noch als Mazarin schildert Parrott Condé als einen Condottiere, der nur auf eigene Rechnung kämpfte. An seiner Qualität als militärischer Führer besteht kein Zweifel, doch war er unfähig – ein großer Nachteil gegenüber Mazarin – politische Ziele konsequent zu verfolgen und sich eine loyale Gefolgschaft zu erhalten. Condés »Rollenmodell«, das Vorbildern wie Wallenstein und anderen Kriegsunternehmern des Dreißigjährigen Krieges entsprach (S. 214), führte ihn letztlich in spanische Dienste. Überhaupt Spanien: Überzeugend zeigt Parrott, wie es Madrid gelang, den Bürgerkrieg am Leben zu halten und davon militärisch zu profitieren. Condé wurde finanziell und mit Truppen unterstützt, wobei genau darauf geachtet wurde, kein zu großes Risiko einzugehen.

Mazarins Erfolg gründete auf zwei Pfeilern: Erstens gelang es ihm, die Gunst Anne d'Autriches und des jungen Königs zu bewahren, was ihm den Zugang zu Ressourcen, Ämtern und Finanzen ermöglichte; und zweitens auf der Bereitschaft der Klientel Condés, Mazarins Angebote anzunehmen. Verhandelt, oder besser, geschachtelt wurde das ganze Jahr, doch Condé war nicht in der Lage zu erkennen, wann er Angebote anzunehmen hatte.

Andere Adlige waren darin weitaus geschickter, wie Parrott am Beispiel des Herzogs von Harcourt zeigt. Harcourt stand das ganze Jahr loyal zur Krone, um am Ende die Forderungen für seine Treue bis zum Äußersten in die Höhe zu schrauben. Anders als Condé



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wusste er, wann er einlenken musste, und kassierte dann noch einmal. Mazarin wusste, wie er Condés Unterstützer im Adel auf seine Seite ziehen konnte: Durch Rangerhöhungen – 1652 kam es zu einer veritablen Inflation der Titel, allein 139 Beförderungen zum *Maréchal de camp* erfolgten (S. 262).

Am Ende des Jahres 1652 stand Mazarin als Sieger in diesem Kampf der »Clans« fest. Seine Position festigte er, indem er sich die Kontrolle über Schlüsselfestungen des Landes sicherte, wie La Fère (Picardie), Metz, Breisach, Philippsburg im Osten, Brouage, La Rochelle, Aunis, Oléron und die Île de Ré an der Atlantikküste wurden systematisch befestigt und gegen Handstreich gesichert – sie würden in einem weiteren Bürgerkrieg als Rückzugsorte dienen. Fouquet verhielt sich mit dem Ausbau von Belle-Île zur Festung nicht anders. Dies würde 1661 als Hochverrat beurteilt werden.

Eine Fortsetzung der Studie ist geplant, Parrott will in der Tat die wenig erforschten Jahre zwischen Ende der *Fronde* und Regierungsantritt Ludwigs XIV. einer Neubewertung unterziehen. Parrott legt nicht nur eine überzeugende Deutung dieses Schicksalsjahres der *Fronde* vor, sondern demonstriert eindringlich und vorbildlich in Präzision und Quellennähe, wie eine problemorientierte Politik- und »Ereignisgeschichte« aussehen kann.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ute Planert, Napoleons Welt. Ein Zeitalter in Bildern, Darmstadt (wbg Theiss) 2021, 224 S., 140 farb. und s/w Abb., 13 Kt., ISBN 978-3-8062-4304-8, EUR 40,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Claude Michaud, Orléans

Un beau livre d'images, certes, une vulgarisation intelligente pour un vaste public... Cet ouvrage soigneusement édité n'est-il que cela? Une bibliographie essentiellement anglo-saxonne, où figurent aussi, côté français, Jacques-Olivier Boudon, Thierry Lenz, Natalie Petiteau, Claire Gantet et Jean Tulard, engage le lecteur à compléter ses connaissances à partir d'une série de flashes assez courts regroupés en douze séquences. L'auteure sait mêler habilement les éléments biographiques et les transformations d'un monde à cheval sur deux siècles, les grands événements qui rythment la vie de Napoléon Bonaparte, de ses origines en Corse jusqu'à sa mort à Sainte-Hélène, en parallèle et souvent en corrélation avec la naissance d'un monde nouveau qui surgit après un quart de siècle de bouleversements politiques, sociaux, économiques et culturels, précipités et considérables. L'objet du livre est bien le monde de Napoléon, ou mieux, au temps de Napoléon, puisque certains développements nous entraînent aux confins de l'Europe (les Balkans, le Caucase), mais aussi hors d'Europe (l'Égypte, cela va de soi – mais le terme «invasion» convient-il – et aussi les Indes, les Antilles, les Amériques du centre et du sud). Il y a bien sûr un avant et un après – le fameux »Am Anfang war Napoleon« de Thomas Nipperdey – et il convient de rappeler tout ce qui a rendu possible l'ascension fulgurante de ce petit noble corse, façonné par la Révolution et hissé au premier rang en France et en Europe par la guerre, tant qu'elle a été victorieuse. On saura gré à l'auteure de rappeler, dès l'introduction, que les guerres napoléoniennes ont coûté la vie à 6 millions de soldats, autant que la première guerre mondiale, ce que beaucoup de zélotes de l'empereur veulent consciemment oublier.

Insistons sur ce qui fait de cet ouvrage une œuvre originale, de notre temps, des premières décennies du xxi^e siècle. En ce qui concerne la représentation politique, il est rappelé avec raison que les femmes, les pauvres, et les esclaves en furent durablement exclus et que le suffrage fut réservé, sauf à Haïti, aux hommes blancs. Que cette mention de la »blanchitude« soit évoquée pour la première fois dans l'ouvrage à propos de la constitution pour la Corse élaborée par Pascal Paoli (p. 10), paraît assez incongru, car il ne devait pas y avoir beaucoup de Noirs dans l'île en 1755; le Maure du drapeau ne doit pas tromper. L'auteure donne toute sa place au fait colonial et à l'esclavage avec quelques pages sur Haïti, Toussaint Louverture et Jean-Jacques Dessalines, ainsi qu'aux femmes, non seulement Joséphine, instrument de l'ascension de son époux, mais aussi les héroïnes malheureuses de la Révolution, Olympe de Gouges et Théroigne de Méricourt.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

L'Allemagne fut particulièrement traversée par les armées et bouleversée dans son organisation territoriale. L'auteure insiste sur la responsabilité de la Prusse qui, pour avoir les mains libres du côté de la Pologne, sortit du conflit pour traiter en 1795 avec le Directoire, donnant ainsi un coup fatal au Saint-Empire romain germanique; elle entraîna derrière elle toute l'Allemagne du nord et livra la Rhénanie en reconnaissant le Rhin depuis Bâle comme frontière naturelle de la France. Avec équanimité, une place mesurée est donnée au mouvement jacobin allemand, à Forster, à la république de Mayence, à cette tentative d'une troisième Allemagne autour du royaume de Westphalie, tout comme est illustrée la résistance au joug napoléonien, dans les écrits, la presse, ses héros connus comme le Tyrolien Andreas Hofer, celui-ci autant anti-bavarois qu'anti-français, ou le Nurembergeois Johann Philipp Palm.

La catastrophe finale se mesure aux chiffres de l'effroyable hécatombe de la retraite de Russie: en juin 1812, le Niémen est passé avec 450 000 hommes, il n'en reste que 5000 en état de combattre lorsque les lambeaux de l'armée arrivent en Pologne. Les deux tiers de la grande armée sont morts, un sixième est prisonnier. Seulement 5% des Wurtembergeois enrôlés et 14% des Bavares revirent leur patrie. Le prix du sang était-il moindre il y a deux siècles qu'aujourd'hui? Déjà du temps de Sainte-Hélène et après 1821, la légende s'empara de Napoléon, »Tod und Verklärung«. Le »Mémorial de Sainte-Hélène« eut un succès considérable et fut traduit en de nombreuses langues. L'auteur de cette note rappelle que Napoléon tient la première place dans le catalogue des personnages de la Bibliothèque nationale de France, la première aussi, avant Jeanne d'Arc, dans l'inventaire des assiettes parlantes. La fascination devant un destin exceptionnel doit demeurer mesurée. Pour l'heure, la diffusion européenne du Code Napoléon est moins éprouvée positivement, comme la solidification de l'aliénation juridique des femmes; et pour les Noirs et descendants d'esclaves, le Premier Consul fut celui qui rétablit en 1802 l'esclavage aboli par la Convention en 1794.

On conclura en redisant la volonté d'impartialité du texte, et en soulignant la qualité des nombreuses cartes et le choix des illustrations, portraits et tableaux, mais on regrettera cependant que leur emplacement actuel ne soit pas indiqué.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nicolas Schapira, Maîtres et secrétaires (XVI^e–XVIII^e siècles). L'exercice du pouvoir dans la France d'Ancien Régime. Préface de Roger Chartier, Paris (Albin Michel) 2020, 336 p., ISBN 978-2-226-45305-1, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sebastian Kühn, Berlin

Es ist bestechend, welch erhellenden Zugang Nicolas Schapira für seine Studie über die Techniken politischer Macht im frühneuzeitlichen Frankreich wählt: die Betrachtung der nahezu omnipräsenten, aber kaum näher betrachteten Sekretäre. Genauer muss man wohl formulieren, dass Schapira die Dienstbeziehung zwischen Sekretären und ihren Herrschaften ins Zentrum seiner Analyse stellt. Er erfragt mithin die spezifischen Funktionsweisen von Politik und Gesellschaft über die sozialen Mikrostrukturen, die durch das ungleiche Arbeitspaar Herr und Sekretär gebildet wurden.

Angesichts der Tatsache, dass Sekretäre keine geschlossene Gruppe darstellten, dass sie von den Staatssekretären (Ministern) über zahlreiche Amtsinhaber bis zu einfachen Privatsekretären höchst unterschiedlich figurierten, ist das keine einfache Aufgabe. Hinzu kommt, dass das Untersuchungsfeld zeitlich und systematisch nahezu unüberschaubar ist. Schapira macht daraus eine Tugend und hält sich nicht lange bei einer klassischen Sozialgeschichte auf, sondern interessiert sich vielmehr für den Tätigkeitskern von Sekretären: die Umgangsweisen mit Schrift. Mit diesem originären Zugriff ist es ihm nun möglich, ganz unterschiedliche Akteure, Phänomene und Quellen über die Papiertechniken zusammen zu führen, die in der Forschung meist gut getrennte Bereiche darstellen: Wissens-, Archiv- und Verwaltungsgeschichte, Sozialgeschichte der Dienstboten, Politik- und Diplomatiegeschichte, Geschichte der Geschichtsschreibung. Damit pflügt er eine inspirierende Schneise in zahlreiche wohl bestellte Forschungsfelder und ermöglicht grundlegende und neue Einsichten in das Funktionieren frühneuzeitlicher Gesellschaft.

Dabei könnte gerade die anthropologische Grundannahme, dass die hierarchische Dienstbeziehung zwischen Herr und Sekretär die Basisstruktur politischen Handelns gewesen sei, als dualistisch und reduktionistisch kritisiert werden. Schapira aber betont gerade das Zusammenspiel dieses Arbeitspaars, und erst der reduzierte Blick darauf ermöglicht seine Einbettung in immer wieder neue Kontexte und soziale Formationen, von der Hausdienerschaft über administrativ-kollegiale Arrangements, Ehefrauen, die Rolle von Familie und Erben bis hin zu Phänomenen der Stellvertretung, zur höfischen Gesellschaft und zu medialen Öffentlichkeiten.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Aus diesen vielfältigen Perspektivierungen der Figur des Sekretärs zieht Schapira eine erste These. Viele Sekretäre seien nicht nur im Dienst eines Herrn gewesen, sondern hätten auch andere Tätigkeiten ausgeübt, auch bei anderen Herren – und diese mehrfachen Beschäftigungen bedingten einander, gerade weil die sozialen Hierarchien dabei unklar wurden. Das Aufgabenspektrum habe das Schreiben von Briefen umfasst, aber ebenso andere Schreibtätigkeiten, die Finanzverwaltung, juristische Beratung oder die Aufsicht über die übrige Dienerschaft. Die Arbeit des Sekretärs sei mithin notwendig nicht professionalisiert gewesen, nicht formalisiert, sondern abhängig von der Beziehung zum Herrn. Am Beispiel des Aufstiegs Colberts vom Sekretär zweier Herren zum Minister verdeutlicht Schapira die grundlegende Bedeutung von Vertrauen und Loyalität in der Dienstbeziehung und innerhalb des politischen Zentrums (Kap. 5).

Schapira wendet diese Hinweise nun auf die Politik- und Verwaltungsgeschichte an (Kap. 6) und argumentiert damit gegen das Webersche Modell der Modernisierung und Bürokratisierung des Staates. Überzeugend zeigt er, dass die Dienstlogik durch die Sekretäre gerade auch in den Verwaltungen wirkte. Und er wird nicht müde zu betonen, dass diese Sicht auf Politik und Verwaltung auch über das 18. Jahrhundert hinaus von Belang ist: soziale Nahbeziehungen seien die anthropologischen Elementarstrukturen der Macht. So verdanke sich der Sekretär auch nicht einfach dem Fortleben älterer Elemente in der neuen Bürokratie, sondern er sei erst das Produkt von Bürokratie, sei »eines der Gesichter der Mikrophysik der Macht« in der Moderne (S. 286).

In der Diskussion verschiedener Formen von Stellvertretung (Kap. 8) zeichnet Schapira nun nach, dass die so erlangten Handlungsspielräume nicht individualistisch missverstanden werden sollten: der Sekretär als Akteur oder nur als Befehlsempfänger. Sondern Herr und Sekretär als Paar zusammen bilden erst die Grundstruktur politischer Handlungen. Baluze als Sekretär konnte beispielsweise in diplomatischen Verhandlungen seinen abwesenden Herrn de Marca anwesend machen, ihn und seine Schriften politisch wirksam werden lassen, ohne hingegen selbst zu verhandeln. Sekretäre konnten auch dazu benutzt werden, Distanz herzustellen oder aber auch Nähe. Durch ihren und ihrer Herren Gebrauch von Schrift (ein ganzes Arsenal an Möglichkeiten des Briefzeremoniells bietet sich dar) konnten unzählige Bedeutungsnuancierungen hergestellt werden. Kurz: Erst dieses Arbeitspaar habe eine höchst vielfältige Handlungsdifferenzierung erlaubt, die für die Machtausübung so wesentlich war.

Das Schreiben selbst, das der Briefe, Protokolle, Journale, Memoiren, Urkunden etc., thematisiert Schapira immer wieder und führt seine Thesen dabei jeweils ein Stück weiter. So kodifiziert ein Schriftstück erscheinen mag – in Form und Stil habe es zahlreiche Spielräume gegeben, die zeigen, wie Sekretäre dadurch politisch handeln (Kap. 7). Nach dem Tod ihrer Herren hätten sie weiterhin die Verfügungsgewalt über die Papiere gehabt und diese genutzt,

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.1.87439](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.1.87439)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

auch gegen Widerstände aus der Familie. Die Dienstbeziehung endete nicht mit dem Tod, in Loyalität wurde weiter das Andenken des Herrn gestaltet – und damit ein eigenes Profil geschaffen (Kap. 9). Und schließlich hätten Sekretäre als Zeithistoriker das produziert, was die heutigen historischen Quellen sind (Kap. 10). Sie haben die Papiere geordnet, kopiert, kommentiert, gesammelt, archiviert, mit Bedeutung als »Staatspapiere« aufgeladen – zum Ruhme ihrer Herren. Die so produzierten Dokumente und Archive seien eben nicht nur einem internen administrativen Sinn gefolgt, sondern seien hochgradig interessengeleitet. Schapira führt den Gedanken noch weiter: Sekretäre schufen aus Loyalität zu ihren Herren erst die Idee von Geschichtsschreibung als Staatsgeschichte aus der Perspektive des Ruhms ihrer großen Herren – Staatsgeschichtsschreibung aus dem Geist des Dienstes.

Aber das kann nur der Versuch einer sehr ungenauen Zusammenfassung eines Buches sein, das durch Beobachtungsreichtum und Thesenfülle begeistert. Die zehn Kapitel sind nicht chronologisch, sondern systematisch miteinander verknüpft. Sie bestehen aus verdichteten Miniaturen, mit denen Schapira in knappen Strichen einzelne Herr-Sekretär-Formationen zeichnet. Dabei verliert er sich nicht im Anekdotenhaften, sondern bleibt analytisch ausgerichtet. So etwa die Szene in der Kammer der Königin, in der ein Sekretär den frömmelnden Entwurf einer *lettre patente* vorliest, der König hinzu kommt und den Entwurf erzürnt zerreißt mit den Worten, dass er in einem solchen Dokument als König, nicht als Jansenist zu sprechen habe – was ein Hinweis auf die Politik des literarischen Stils selbst in scheinbar formellen Dokumenten ist (S. 200f.).

Schapira verknüpft sehr genaue Beobachtungen am Material mit weiterführenden Fragen, die er dann weiter konturiert, ohne sie mit einer eindeutigen Antwort vorschnell abzuschließen. So etwa, wenn er anhand der Dreiecksbeziehung zwischen Colbert (als Sekretär) und seinen beiden Herren Le Tellier und Mazarin das Problem des Vertrauens in den Zentren der Macht verbindet mit Bemerkungen zu Colberts Archivierungspraktiken (S. 159–163). Das zu lesen ist ein seltenes intellektuelles Vergnügen. Das ist Geschichtswissenschaft auf höchstem Niveau, die sich eben nicht der schnellen Pointe und These hingibt, sondern das Quellenmaterial und die Phänomene öffnet für tiefergehende Problemstellungen und Fragehorizonte. Das regt zum produktiven Nach- und Weiterdenken an.

Zum Beispiel darüber, wie sich der Alltag einfacher Sekretäre und Schreiber gestaltete, der ja häufig durch Finanzverwaltung geprägt war (ein Bereich, den Schapira nur erwähnt). Welche Logiken ließen sich nun hier erkennen, in den Rechnungen und Rechnungsbüchern, auch unterhalb der Ebene zentraler Macht und »staatstragender« Papiere? Was sagen die Zahlen und Worte über Machtausübung und Ideologie?

Da im Buch viel die Rede ist von der *logique domestique* in Politik und Verwaltung, könnte man auch über Haus und Haushalt (der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Herren wie der Sekretäre) als Sozialgefüge nachdenken. Schapira bietet einige wenige Hinweise dazu, die aber in anderer Hinsicht argumentativ eingeführt werden, so etwa eine Sekretärswitwe des Prince de Condé, die an der Seite ihres Mannes 25 Jahre lang eigenständig fast alle Rechnungen geführt hatte (S. 249f.). Diese Integration nicht nur von Sekretären, sondern von ganzen Haushalten in die Verwaltung scheint keine Ausnahme gewesen zu sein¹, und so wäre ihre Untersuchung wohl ergiebig gerade für die Frage nach den sozialen Gefügen, in denen sich Machtausübung, Ideologie und Politik realisiert.

Ebenso drängt sich die Frage nach den weiblichen Äquivalenten der Herren und Sekretäre auf – gab es sie, agierten sie unterschiedlich, und welches Bild der Machttechniken würde sich von da aus ergeben?



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Vgl. etwa Maria Ågren, *The State as Master: Gender, State Formation and Commercialisation in Urban Sweden, 1650-1780*, Manchester 2017 (*Gender in History*).

Patricia Sorel, Napoléon et le livre. La censure sous le Consulat et l'Empire (1799-1815). Préface de Jean-Yves Mollier, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2020, 194 p. (Histoire), ISBN 978-2-7535-7893-7, EUR 22,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Anaïs Nagel, Strasbourg

This book, written by Patricia Sorel, focuses on a topic rarely studied by historians. Apart from the decree in 1810, well known by the specialists of the Napoleonic Empire, which stipulated the regulation controlling the publication and the circulation of books at that time, knowledge is lacking regarding the management and the practical control of the book world by Napoleon, who was very keen to regulate almost every aspect of social and cultural life. This historiographical lack explains the small number of books on this subject, Patricia Sorel quotes around 50, as well as a rather out-dated bibliography to which the author refers. Hence, the absolute necessity of updating the scientific standpoint.

Nevertheless, the author neither focuses on the relationship the Emperor had with books, even if she notes that he was an »avid reader« (p. 35), nor on the help given to writers producing propaganda, nor on the print and printing seizures of works of art and of archives, which were retrieved from the countries occupied by Napoleon. Patricia Sorel's book is focused instead on the censorship of the regime between 1799 and 1815. Even though the main title is »Napoleon and the book«, the subtitle »Censorship during the Consulship and the Empire« would seem more accurate to describe the content.

In addition to the few major studies quoted in the bibliography, the author has based her research on the collection of the French National Archives: the series F/7 (Ministry of The Interior) and F/18 (Printing and Library Directorate), which are well known by historians but are far from having revealed all their secrets yet and might be interesting material for further historical investigations in the future.

Patricia Sorel's book is divided into four chapters of varying length and differing guidelines. Chapters I, II and IV are chronologically organized. Chapter I describes the evolution of the organisation and the functioning of the censorship from 1799 to 1810. Chapter II talks about the period from 1810 to 1814. Chapter IV focuses on the removal of the censorship, which took place in the period between the two Restorations and the Hundred Days. These chapters show that, during the period of 1799–1815, an institutionalized book-surveillance system was introduced, and the State established tools of supervision, which were deemed necessary. Patricia Sorel's study, thus, reveals a centralisation



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

around some specific services and ministerial offices: the Freedom of the Press division in the Ministry of Police directed by Joseph Fouché (1804) and the Press Office in this same department, before a Printing and bookselling body was created in the Ministry of The Interior by the decree of 1810. The author proposes a prosopographical approach, which is pleasant to read despite the succession of biographies, and provides some information about the founding group of the imperial censorship, composed of, as Patricia Sorel describes them »literary men either impecunious or in need of recognition« (p. 64).

In addition, the role played by Napoleon was not just based on anecdotal evidence, censorship was one of the tools used to strengthen the regime's propaganda. Censorship was, actually, an answer to the wish to promote the image of the »providential man«, embodied by the Emperor, who was also concerned about limiting the prerogatives of his police minister. That's why Napoleon encouraged competition and emulation between these administrative bodies, sometimes deliberately involving himself in these entanglements. His interference was also intended to disavow some censors, who were over-zealous, in his opinion. As Patricia Sorel points out: »This is one of the paradoxes of the regime: the censorship introduced was implicit and not called by a name« (p. 91). The Emperor refused to admit entirely that »the freedom of opinion had been abolished« (p. 91) and that »the individual freedom is not respected« (p. 91). As an example, the author takes the senatorial commission for freedom of the press, set up in May 1804 to guarantee the rights of writers and book professionals. The commission had only met eight times in ten years and, in actual fact, did not protect the rights of the book professionals at all. There was indeed only a very limited amount of prosecution and there were only a few books prohibited in comparison to the whole production, only around 3 % of all publications of 1813, which was due to the severe penalties imposed on writers and printers. The repression discouraged them, and the fear of seizure, fines or imprisonment forced them to censor themselves.

Chapter III, being the only chapter that does not follow the chronological organization, presents the four main, broad book-categories, for which censorship applied. Firstly, all the writings unfavourable to the Old Regime were censored, especially those written about the Revolution or the death of Louis XVI, which were »taboo issues« (p. 110). As a matter of fact, as Patricia Sorel writes: »the excesses of the revolution should not be highlighted out of proportion« (p. 110) and Fouché, Napoleon's police minister, explained that the Emperor chose to seize some books written about the Revolution in order to protect his new wife – Marie-Louise, Marie-Antoinette's niece – who would have been shocked by these writings. But, despite the censorship and the seizures, the books about the royal family continued to be in great demand and to be sold.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Apart from that, any prints suspected of being an outrage to public decency, those about religion or all the political writings that were even tracked down after the texts had reappeared in other novels, were all censored. The censors had to control the increasing number of songs, almanacs and short books as well as church books. Even though the bishops oversaw religious issues, Napoleon refused to entrust them with moral issues, which fell under State jurisdiction due to the Concordat regime.

This chapter also shows the limitations of the role of the censor. Around a thousand books, on average, were published every year before 1810, four times more in 1811-1812. That's why, even with the increasing number of censors, they were unable to check every book on the market.

To conclude, Patricia Sorel's study about the printing censorship between 1799 and 1815 is a very pleasant book to read. The style of writing is fluid, clear and simply expressed. Even though the author uses a great number of quotations – proof that it is a real archival work – they are always used to underline a particular claim and to reinforce the historiographical interest of the book. Patricia Sorel succeeds in demonstrating that the Napoleonic system was a real achievement that lasted over 60 years without any significant changes. This success was not only due to Napoleon's personality but to a number of actors, the censors in particular, who contributed to the dissemination of the Emperor's propaganda, which, in fact, strengthened his aura: The control of books was, indeed, an essential instrument of the Napoleonic propaganda system. The study of the Napoleonic censorship system as well as the actors and the mechanism involved enables us to have a better understanding of how the politico-administrative sphere adapted to and answered the challenges posed by the rise of printing during the nineteenth century.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Maria Weber, Schuldenmachen. Eine soziale Praxis in Augsburg (1480-1532), Münster (Aschendorff) 2021, VIII-334 S. (Verhandeln, Verfahren, Entscheiden - Historische Perspektiven, 7), ISBN 978-3-402-14667-5, EUR 51,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
David Sassu-Normand, Lyon

Dans cet ouvrage récemment publié, Maria Weber s'attaque à la problématique de l'endettement à Augsburg, ville libre d'Empire (*freie Reichsstadt*), à la charnière des XV^e et XVI^e siècles. Mais il serait parfaitement inexact de voir dans cette très intéressante contribution un jalon d'histoire financière: c'est bien d'histoire sociale qu'il s'agit ici, et d'une histoire sociale fondée sur les acteurs et leurs comportements. Comme l'auteure le souligne, son approche épistémologique et méthodologique repose sur une théorie de l'action ou, si l'on préfère, une praxéologie attentive aux cas individuels tout autant qu'aux grandes tendances collectives appréhendées par une analyse statistique. Ainsi que l'affirme le titre de l'ouvrage, repris et précisé dans le chapitre 5 qui constitue le cœur de l'argumentation («Schuldenmachen, aber wie?»), il s'agit d'observer moins le «pourquoi» que le «comment». En ce sens, l'auteure va dans la direction déjà explorée, en France, par les travaux de Julie Claustre. La praxéologie développée par Maria Weber se place cependant au carrefour de plusieurs champs: la sociologie, l'histoire de la justice et du droit, ainsi que l'histoire culturelle et économique. De ce point de vue, la cité augsbourgeoise – au développement économique soutenu reposant notamment sur le commerce de l'argent, le textile et l'imprimerie – offre un observatoire idéal; ainsi l'ouvrage de Maria Weber participe-t-il d'une meilleure connaissance d'une cité qui a fait l'objet, il y a peu, de la thèse de Dominique Adrian, cette fois-ci dans le champ politique. Si l'auteure fait feu de tout bois pour observer les pratiques de l'endettement, notamment grâce aux sources narratives (chroniques) et normatives (*Gerichtsordnungen* et *Ratsprotokolle*), le cœur du propos s'appuie sur les plaintes (*Klagen*) pour dettes, plaintes qui donnent lieu à des procédures strictement codifiées. L'auteure a donc patiemment compulsé les *Gerichtsprotokollbücher* du tribunal municipal, ce qui lui a permis de mettre en œuvre une approche statistique.

Sur les onze *Gerichtsprotokollbücher* retenus entre 1480 et 1532, l'auteure a ainsi comptabilisé 15 600 cas, dont 11 200 concernent des dettes, soit une proportion d'environ 70%, signe de l'importance de la question de l'endettement dans la vie judiciaire quotidienne d'Augsbourg. La tendance est même à la hausse durant le demi-siècle qui fait l'objet de l'étude, puisque le pourcentage le plus bas intervient en 1485 (58%) mais atteint les 90% en 1520. Cependant, le rôle du tribunal de la ville voit sa fonction nettement évoluer, puisque si les registres enregistrent



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

d'abord une majorité de plaintes, au fil du temps ces dernières diminuent au profit des reconnaissances et promesses de dettes (*Schuldenbekenntnisse, Zahlungsversprechen*) qui assimilent dès lors le tribunal à un rôle de juridiction gracieuse voire, comme le précise Maria Weber, de quasi-notariat, confirmant que la relation entre le débiteur (*Schuldner*) et le créancier (*Gläubiger*) est un type de contrat (*Schuldenvertrag*). D'un point de vue méthodologique, cela évite aussi à l'auteure de n'aborder la relation d'endettement que sous le prisme judiciaire et par conséquent d'une conflictualité qui biaiserait quelque peu l'approche du phénomène. Les procédures par lesquelles le créancier entend récupérer son bien sont d'une complication proportionnelle aux difficultés du débiteur: celui-là peut déposer jusqu'à trois plaintes avant d'obtenir une réponse de celui-ci, réponse qui peut se manifester par le remboursement ou, à l'inverse, la demande et l'obtention d'un délai de paiement. Au terme de ce délai, si le remboursement n'est toujours pas effectué, le tribunal peut ordonner une saisie sur les biens du débiteur. Lorsqu'il n'y a rien à saisir, la procédure aboutit à l'expulsion du débiteur hors de la ville.

Si l'on revient aux aspects socio-économiques de l'endettement, l'auteure constate le montant la plupart du temps tout à fait modéré des sommes empruntées. Encore faut-il s'entendre sur le sens précis de cette dernière expression. En effet, Maria Weber distingue deux grandes formes d'endettement, car il ne s'agit pas toujours, loin de là, d'un prêt d'argent en espèces sonnantes et trébuchantes (*Bargeldleihe*). Si les prêts existent évidemment, la modalité la plus répandue d'endettement est l'achat à crédit (*Borgkauf*), qui l'emporte notamment dans les relations d'endettement à dimension professionnelle, comme en témoigne le cas de Margarethe et de son époux Wolfgang Laminit, fabricants de sacs qui se sont procuré, à crédit, une pièce de peau auprès du pelissier Franz Leiber, au tout début des années 1480. Margarethe est rattrapée *in extremis* alors qu'elle s'apprête à quitter nuitamment Augsbourg, prétextant le recouvrement d'une dette qui, cette fois, lui est due par un débiteur extérieur à la ville. On ne saurait mieux dire, d'une part, le rôle économique d'un endettement rendu nécessaire par le fonctionnement de l'artisanat urbain, et d'autre part, la multiplicité et la variété des interactions sociales causées par l'endettement. À travers ce dernier se construisent et s'effondrent les positions socio-économiques comme le démontre le cas du patricien Hans Hoy, par lequel Maria Weber entame son ouvrage: alors qu'il reçoit ses amis (et néanmoins créanciers), ce marchand enrichi par le commerce avec Venise apprend le naufrage de son bateau, ce qui lui laisse une dette de 30 000 florins (*Gulden*) que ses amis et invités récupèrent immédiatement en mettant sa maison à sac.

L'étude de Maria Weber vient rappeler à quel point l'endettement n'est pas qu'une affaire de mauvaise gestion concernant uniquement princes et souverains. Au contraire, les dettes sont endémiques et irriguent l'ensemble de la société augsbourgeoise de la fin du Moyen Âge et du début de la Renaissance. S'endetter implique un ensemble d'actions établies et même routinières



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(y compris sur un plan scriptural), par conséquent socialement signifiantes. Cet ouvrage est donc un jalon supplémentaire et indispensable pour qui veut aborder un sujet toujours d'une brûlante actualité, mais qui n'a pas attendu les époques moderne et contemporaine pour le devenir.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.1.87441](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.1.87441)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)